

DER FELS

Prof. Dr. Konrad Löw:
Spätgeborene sitzen zu Gericht

195

Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz:
Frau und Kirche –
eine unlösbare Spannung?

200

Jürgen Liminski:
Mama und Papa waren beide da

214

Katholisches Wort in die Zeit

51. Jahr Juli 2020



INHALT

Prof. Dr. Konrad Löw:
Spätgeborene sitzen zu Gericht 195

Rektor Pfr. Georg Alois Oblinger:
Durch Corona zum Wesentlichen 199

Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz:
Frau und Kirche –
eine unlösbare Spannung? 200

Lucia Tentrop:
Erfüllung in der Besinnung
auf das Eigene 205

Pastoralreferent Alfons Zimmer:
„Weizen Gottes bin ich“ 206

Diakon Raymund Fobes:
Die Heiligen von Siena 208

Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:
Christophorus –
die Wahrheit der Legende 210

Ursula Zöller:
Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Johannes Paul II. 211

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Es geht um mehr als den
Ankauf von Staatsanleihen 212

Jürgen Liminski:
Mama und Papa waren beide da 214

Prälat Ludwig Gschwind:
Glückwünsche sind eine Glückssache 219

Auf dem Prüfstand 220
Leserbrief 222
Veranstaltungen 223

Impressum „Der Fels“ Juli 2020 Seite 223
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: St. Christopherus

Foto privat aus: Athienou Museum Kallinikeion;
Titelbeschreibung S. 222

Foto- und Quellennachweise: Seite 221

Liebe Leser,

Niemand weiß, wie das Leben nach der Corona-Pandemie aussieht. Breiter Konsens ist: Anders als vor Corona. Die spannende Frage ist, wie hat sich die „Denke“ der Menschen dadurch verändert. Ist es eine Variante dessen, was früher gegolten hat: Mit Wissenschaft, Technik und Medizin kriegen wir alles in den Griff, oder ist es die Erkenntnis von Alfred Delp, die er kurz vor seiner Hinrichtung zu Papier brachte: „Jede Form von Zeitgeist, der ins Gottlose und damit Menschenverachtende umschlägt, ist mit dem Ende des Nazireichs nicht erledigt“. „Nazireich“ kann durch Diktatur des Relativismus ersetzt werden.

Am 18. Mai wurden wir an den 100. Geburtstag von Johannes Paul II. erinnert. Der 1978 gewählte Papst stand vor Riesenproblemen in Kirche und Gesellschaft. Johannes Paul II. hat keine neue Botschaft angekündigt, als er den Menschen zurief: „Reißt eure Türen weit für Christus auf!“ Was war neu? Der Ton! Kraftvoll, warmherzig, begeistert, den Menschen zugewandt. Selbst die müde gewordenen Christen spürten das innere Feuer.

Oliver Maksan spricht im Rückblick von einer „verpassten Chance“. Die deutsche Ortskirche habe seine „Initiative abgewehrt“. Richtig! Aber Johannes Paul II. ist nicht weg. Er ist präsent in seinen Schriften. Was hindert Frauen, sein Wort „über die Würde und Berufung der Frau“ in die Hand zu nehmen oder Jugendliche, die sich nach einer menschlichen Form der Sexualität sehnen, seine „Theologie des Leibes“ zu Rat zu ziehen oder Politiker, die nur mehr Geld als Kitt für die auseinanderdriftende europäische Union haben, das zu konsultieren, was dieser Papst zur Größe Europas und seine

christlichen Wurzeln gesagt hat? „Vertane Chancen der deutschen Ortskirche“ haben wir auch bei den Nachfolgern von Johannes Paul II., so bei Benedikt XVI. Auch Franziskus wird nur gehört und applaudiert, wenn er über die Bewahrung der Schöpfung oder sozialpolitische Themen spricht, nicht aber, wenn er die Neuevangelisierung anmahnt.

Benedikt XVI., der Theologenpapst, ist einer der größten Denker und Zeitanalytiker. Kann man den Zustand der Gesellschaft knapper formulieren als mit dem Satz: Die „eigentliche Bedrohung“ der Kirche und Gesellschaft „liegt in der weltweiten Diktatur von scheinbar humanistischen Ideologien, denen zu widersprechen Ausschluss aus dem gesellschaftlichen Konsens bedeutet“. Spontan kommen Abtreibung, Genderideologie, Ehe für Alle, Leihmutterchaft, aktive Sterbehilfe in den Sinn.

Die Kirche wird das Ohr der zu Heiden gewordenen Christen nicht mit den aufgewärmten Themen des „Synodalen Weges“ erreichen. Sie sind längst von elementaren Fragen überrundet: „Gibt es einen Gott, und wenn ja, was hat er mit meinem Leben zu tun?“ Fragen, die zuerst von denen zu beantworten sind, die im Auftrag der Kirche lehren: Von den Bischöfen, Pfarrern, Katecheten, Religionslehrern ... Aber Botschaften können noch so gut ausformuliert sein. Sie reichen nicht aus. Es müssen glaubwürdige Verkünder dazukommen. Johannes Paul II. war ein solcher. Bei seinem Tod forderten die Menschen auf dem Petersplatz „Santo subito – Heilig sofort“! Johannes Paul II. verkörperte mit seinem Leben die Botschaft: Gottes Wort bevormundet nicht, es befreit!



Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Spätgeborene sitzen zu Gericht

Jüdische Zeitzeugen unberücksichtigt

Vor mir liegt der Text: Wort der deutschen Bischöfe zum Ende des Zweiten Weltkrieges vor 75 Jahren. Dort heißt es im Geleitwort des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz: „Keine Generation ist frei von zeitbedingten Urteilen und Vorurteilen. Dennoch müssen sich die Nachgeborenen der Geschichte stellen ...“ – und, so darf ich hinzufügen, die Kritiker der Kritik.

„Schuld und Versagen“

Gleich im 1. Absatz steht zu lesen: „Diese Reflexion [den Nationalsozialismus betreffend] war oft schmerzhaft, da es neben der Würdigung der Opfer auch darum gehen musste, Schuld und Versagen zu thematisieren.“ Wirklich, auch Schuld? Schuld ist eine höchstpersönliche Gegebenheit, die sich schwerlich ohne genaue Kenntnisse des äußeren Sachverhalts *und* der subjektiven Seite, eventuell Notstand, ermitteln lässt. Meinen Studenten habe ich immer wieder von der Gnade der späten Geburt und der Gnade der Geburt im christlichen Elternhaus vorgeschwärmt. Was wäre andernfalls aus mir geworden?

Können wir unsere Schuldfahndung Dritte betreffend beliebig weit ausdehnen und auch unsere biblischen Väter vor unseren Richterstuhl zitieren? Ich könnte derlei nicht mit meinem Gewissen in Einklang bringen. Taten verurteilen? Ja! Aber längst Verstorbene? Keine Wiederaufnahme der Hexenprozesse mit Schuldspruch! Auch nicht der Missbrauchsfälle nach 75 Jahren!

Der nächste Satz verkündet mehr, als jeder rückwärtsgewandte Prophet zu bieten hat: „Am 8. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg in Europa. Für die große Mehrheit der Deutschen bedeutete dies Kapitulation und Niederlage.“ Wo steht das, wer hat das

ermittelt? Fast alle, die ich kannte und kenne, machten beim Anblick der Besatzungsmacht ein großes Kreuz. Endlich! Wir, ich und die Meinen, haben diesen Tag als Tag der Befreiung empfunden, wohl wissend, dass längst nicht alle Bürger unsere Empfindungen teilten und teilen konnten, so die Flüchtlinge ohne Heimat, ohne Hab und Gut, vielleicht auch geschändet, vielleicht zu Waisen und Witwen gemacht. Und die, die mit einer harten Bestrafung rechnen mussten wie Vater Weizsäcker? Dürfen die Nachgeborenen den Menschen von damals verbindliche Ratschläge erteilen, wie sie ihre damaligen Erlebnisse empfinden sollen, damals wie heute?

„dass wir eigentlich katholisch werden müssten“

Im bischöflichen Text ist vom „historischen Material“ die Rede, das „viel Anlass zu kritischen Fragen“ gebe. *Eine* Quellengattung hat man offenbar dabei völlig unberücksichtigt gelassen, die jüdischen Zeitzeugen, die uns ihre meist bitteren Erfahrungen in Schriftform hinterlassen haben, in Briefen, Erinnerungen und Tagebuchaufzeichnungen. Davon gibt es Dutzende, die Bände füllen. Daher eine Kostprobe; um den Rahmen nicht zu sprengen *nur eine*. Der namhafteste Chronist dieser schrecklichen Jahre war unbestritten Victor Klemperer (1881-1960), ein evangelisch getaufter areligiöser Jude, der bis zu seiner Entlassung aus dem Lehrdienst als Romanist in Dresden wirkte. Sein Fleiß, seine Genauigkeit und sein Mut haben ihm von vielen Seiten nach dem Erscheinen seiner Aufzeichnungen 1999, also posthum, die höchsten Würdigungen eingetragen. Wann immer er Katholiken oder deren Kirche erwähnt, wird ihre Gegnerschaft zu den Herrschenden deutlich, und de-

ren Hass auf die „Judenhelfer“ und „Staatsfeinde“, also die Katholiken. Hier einige Belege, die über acht Bände verteilt anzutreffen sind. Klemperers Beobachtungen sind nicht exceptionell, sie stehen vielmehr für die allermeisten dieser Vermächtnisse von jüdischen Opfern, die zur Kenntnis genommen werden wollen und uns deshalb geradezu verpflichtet, sie zur Kenntnis zu nehmen.



Klemperer **5. April 1934:** „Heute traf ich vor seinem Haus [in Dresden]... den Chemiker, alten Zentrumsman und frommen Katholiken. Wir verstanden uns auf Anhieb.“

13. Juni 1934: „Mit den Mädchen politisiere ich vorsichtig-unvorsichtig am Rande der Stunde. Beide stark antinationalsozialistisch, beide vom Gefühl der Tyrannei bedrückt. Besonders die Heyne, Katholikin, die mir im Frühjahr einen hübschen Brief aus dem Arbeitslager schrieb.“ **Am selben Tag:** „Sie kamen Pfingstsonntag mittag zu uns, unmittelbar vom Hochamt in der Hofkirche. Sein erstes Wort ... strahlend: *Das geht nicht unter, das siegt ... Die Kirche, das Zentrum, Victor!*“

1. August 1934: „Holldack, nicht-arischer Protestant, ist zum Katholizismus übergetreten.“

27. Juli 1935: „Die Judenhetze und Pogromstimmung wächst Tag für Tag. ... Es wächst auch der Kampf gegen Katholiken, 'Staatsfeinde' reaktionärer und kommunistischer Richtung.“

11. August 1935: „Die Judenhetze ist so maßlos geworden, weit schlimmer als beim ersten Boykott. ... Fast ebenso wilde Hetze gegen ‚politischen‘ Katholizismus, der sich mit der ‚Kommune‘ verbinde, Kirchen besudle und behaupte, es seien die Nazis gewesen.“

9. September 1936: „Das NS-Regime sitzt fester als je; eben triumphiert man in Nürnberg: ‚Parteitag der Ehre‘, und macht Pläne für die Ewigkeit. Und alle Welt innen und außen duckt sich.“ **Die Kirche als einzige Opponent.**

14. September 1936: „Man denkt immer, es müssten sich doch irgendwo innerhalb Deutschlands Stimmen der Scham und Angst erheben, es müsste ein Protest aus dem Ausland kommen, das überall (auch Italien, der Alliierte!) Juden auf höchsten Posten sitzen hat – nichts! Bewunderung für das dritte Reich, für seine Kultur ...“

11. November 1937: „Hatzfeld, der immer eine große, ehrlich katholische Frömmigkeit mit sehr viel Weltsinn verbindet, rät mir ...“

In politicis immer das gleiche, fort-dauernder Triumph der nationalsozialistischen Sache, innen und außen. Es ist, als wäre die übrige Welt gelähmt.“

27. September 1940: „Oberstudien-direktor a.D., Ende sechzig, sehr katholisch, päpstlichen Orden im Knopfloch, Schwester im Kloster, 33 gegangen worden. Ein ausgeglichener, ruhiger, gebildeter Mann, entschiedener Gegner Hitlers, aber auch Gegner Englands.“

6. August 1941: „Elend und Erbitterung der Katholiken, der Wendei. ... Gefangene Priester hier im Lande. Der kleine, begabte Benno: aus dem aufgelösten katholischen Binnogymnasium in eine Volksschule, dort vom Einser zum Fünfer degradiert ... So viel Verbrechen, Ungerechtigkeit gegen die Religion.“

7. Oktober 1941: „Frau Voß hört verbürgt: In Berlin an der Hedwigskirche amtiert ein Kaplan mit dem Judenstern auf dem Maßgewand.“

2. November 1941: „Er erzählte u.a., wie der Bischof von Münster, Graf Galen, öffentlich gegen die Gestapo und die Tötung der Geisteskranken als gegen ‚Teufelseinrichtungen‘ gepredigt habe.“

9. Februar 1942: „Gestern brachte Kätschen von einem Besuch bei Verwandten diese Nachricht: ein quidam Stern, etwa sechzig Jahre, vor etlichen Wochen verhaftet, weil bei Haussuchung ein *Hirtenbrief* gefunden. PPD [Polizeidirektion] – dann KZ – jetzt Urne zurückgekommen.“ Darüber lohnt es sich nachzudenken. Allein der Absender hat genügt, um den Besitzer des Briefes dem Tod auszuliefern. Warum? Weil Absender wie Empfänger von den Machhabern als Staatsfeinde angesehen wurden. Morde aus diesem Grund waren offenbar keine Seltenheit, wie auch eine Notiz vom **13. Februar** beweist: „Drei Leute waren vor längerer Zeit verhaftet worden, weil man einen feindlichen Hirtenbrief bei ihnen gefunden, der Vater Kornblum einer davon. Ein zweiter starb vor ein paar Tagen im KZ, ein dritter ... erhängte sich gleich anfangs im Gefängnis.“ Auch an anderer Stelle (so 16. März 1942) ist der entdeckte Hirtenbrief gleichsam ein Todesurteil.

13. Juni 1942: „Aber der Hauptstoß des Opus richtet sich wieder und wieder gegen die römische Kirche, gegen Papst und Jesuiten. ‚Jesuiten‘, ‚Menschheit‘, ‚Papst‘ sind rote Tücher für Rosenberg.“ Alfred Rosenberg (1893-1946) war verantwortlich für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung im Dritten Reich.

20. Februar 1943: Goebbels‘ [Sportpalast-] Rede droht „mit den ‚drakonischsten und radikalsten Mitteln‘ gegen die an allem schuldigen Juden vorzugehen, wenn das Ausland nicht aufhöre, der Regierung Hitler um der Juden willen zu drohen.“ War nicht auch der Vatikan ein solches Ausland, das, der Juden wegen, diese Drohung Goebbels‘ ernstnehmen musste, zumal die Texte, wie gezeigt, explosiv waren?

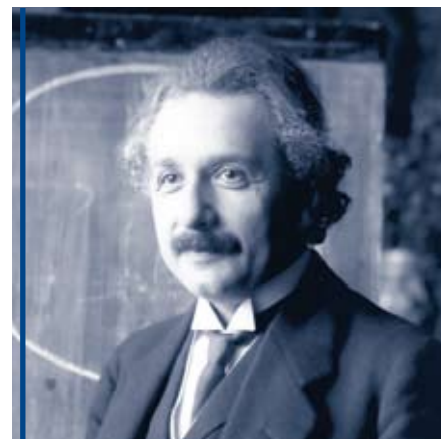
Nicht einmal an sich erfreuliche Flüster-Informationen waren noch erwünscht. Klemperer am **22. Juli 1944:** „Glaser war so verstört von Angst, so jämmerlich haltlos – bat mich, ihm nie wieder etwas von ausländischen Berichten zu erzählen –, man könnte durch Folter zu Aussagen gezwungen werden, er wolle nichts Verbotenes wissen.“

Nach der Zerstörung Dresdens im Februar 1945 sind Victor und Eva Klemperer Richtung München geflohen, er nun auch ohne den „Stern“, beide als Bombenflüchtlinge. Am 5. Mai, also bei Kriegsende, das Paar war

schon befreit, notierte Victor: „Aber alles ist absolut dunkel. Nur dies beides nicht, dass wir keine Gestapo und keine Bombe mehr zu fürchten haben, und dies ‚nur‘ ist doch so viel, dass wir eigentlich katholisch werden müssten.“

Noch ein weiterer Zeitzeuge soll Gehör finden, der, anders als Klemperer, die Zustände in Hitlers Machtbereich nur von außerhalb seiner deutschen Heimat beurteilte, der Jude und Nobelpreisträger Albert Einstein schon Ende 1940: „Nur die katholische Kirche protestierte gegen den Angriff Hitlers auf die Freiheit. Bis dahin war ich nicht an der Kirche interessiert, doch heute empfinde ich große Bewunderung für die Kirche, die als einzige den Mut hatte, für geistige Wahrheit und sittliche Freiheit zu kämpfen“

Kann man sich schöneres Lob auf unsere Kirche vorstellen? Zwar hat weder Einstein noch Klemperer den



Albert Einstein
* 14. März 1879 in Ulm
† 18. April 1955 in Princeton, USA

Schritt in die katholische Kirche getan, aber zahlreiche andere, so der oben erwähnte evangelische Jude Holldack, der prominente evangelische Christ Wilhelm von Pechmann und Christl Probst von der Weißen Rose. Selbst Pastor Niemöller trug sich mit dieser Absicht. Warum? Die zitierten Seiten aus Klemperers Opus geben die Antwort.

Die Bischöfe im Zweiten Weltkrieg

Unter der Überschrift „Das Verhalten der katholischen Bischöfe in Deutschland während des Zweiten Weltkrieges“ wird der Leser daran



Felix Holldeck
* 10. Oktober 1880
in Königsberg,
† 29. Mai 1944 in Gar-
misch-Partenkirchen



*Wilhelm Freiherr
von Pechmann*
* 10. Juni 1859 in
Memmingen;
† 10. Februar 1948
in München



Christoph Probst
* 6. November 1919 in
Murnau am Staffelsee
† 22. Februar 1943 in
München-Stadelheim

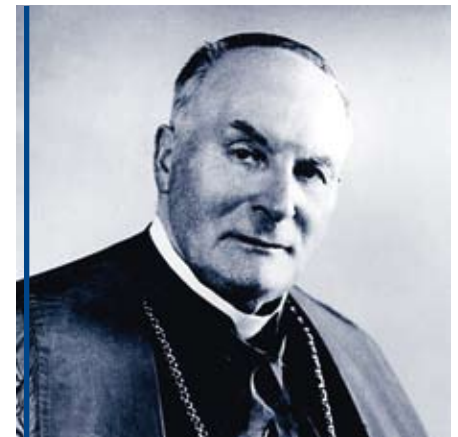


Johann Niemöller
* 8. November 1859 in
Wersen, Westfalen;
† 23. März 1941
in Wuppertal

Protest blieb aus

Eine Seite weiter heißt es: „Sowohl im September 1939 als auch danach blieb der offene Protest der deutschen Bischöfe gegen den nationalsozialistischen Vernichtungskrieg aus.“ Kein Zeitzuge, ob Opfer oder Mitläufer, hat damals oder in den Jahren danach eine solche Anregung von sich gegeben oder das Unterlassen kritisiert.

Hier wird so getan, als sei die Kirche ein anerkannter Machtfaktor des öffentlichen Lebens gewesen, als habe die Kirche über eigene Divisionen verfügt. Diese Kritik ist so wirklichkeitsfremd – oder soll es nur eine Feststellung sein? –, dass sie mir in 75 Jahren noch nie zu Ohren gekommen ist. Hitler war schon 1933 im Innern schier unangreifbar mächtig. Auch dank dem Reichstagsbrand, von einem Kommunisten entfacht, konnte Hitler der Weimarer Republik den Todesstoß versetzen,



Michael Faulhaber
* 5. März 1869 in Heidenfeld
† 12. Juni 1952 in München

alle Parteien, ausgenommen die seine, liquidieren und tausende Gegner in Lagern verschwinden lassen. Darunter waren Tausende Angehörige der katholischen Parteien Zentrum und Bay. Volkspartei. Faulhaber hat an Hitler appelliert, die Unschuldigen freizulassen. Ohne Erfolg. Doch andere Mittel kamen Faulhaber nicht in den Sinn, um die Glaubensbrüder zu befreien. Sowohl die Kirche als auch die Angehörigen waren machtlos, als Hitler im Sommer 1934 ohne irgendein Verfahren Dutzende verdienstvoller Leute ermorden ließ, darunter Erich Klausener, den Vorsitzenden der Katholischen Aktion im Bistum Berlin, und den zum Katholizismus konver-

erinnert, dass die katholische Kirche in Deutschland „Teil der Kriegsgesellschaft“ war „als Divisions-, Lazarett- oder Gefängnispfarrer“. So betrachtet waren alle, die in Hitlers Machtbereich lebten und noch irgendwelche Leistungen erbringen konnten, Teil der Kriegsgesellschaft, auch jene Gegner in den Arbeitslagern, auch jene, die Trost spendeten wie die Gefängnispfarrer. Dann der Satz: „Zum Kriegsalltag sowohl an der Front als auch an der ‚Heimatfront‘ gehörten ungezählte Fälle seelsorglicher und menschlicher Zuwendung, aber auch schuldhaftes Versagen.“ Ein Feldbischof wird namentlich erwähnt, der eine besonders negative Rolle gespielt habe. Er mag diese Anprangerung reichlich verdient haben. Doch ihn in einem Atemzug mit denen zu nennen, die sich in die Kriegsgesellschaft haben einbinden lassen, ist für mich nicht nachvollziehbar. Sonst wären alle in Hitlers Machtbereich Lebenden „schuldig“ im Sinne der Anklage. Gehorsamsverweigerung war mit der Todesstrafe bedroht, zumindest mit Arbeitslager, dessen Vollzug häufig fatal endete. Jeder, ob Bischof oder nicht, möge sich fragen, ob er damals einen solchen Rat gegeben oder befolgt hätte – wider die Verlautbarungen seiner Kirche(!), wider den

natürlichen Selbsterhaltungstrieb, wider die sozialen Verpflichtungen gegenüber den nächsten Angehörigen. Mein Vater hat, Gott sei Dank!, den gewöhnlichen Befehlen Folge geleistet, wenn auch schweren Herzens. Wer nicht? Ja, es gab „Helden!“, die den Kriegsdienst verweigerten. Aber nicht einer von tausend war mit dieser Stärke gesegnet.

In diesem Zusammenhang heißt es auf derselben Seite: „Aber ganz im Sinne der kirchlich tradierten Sicht des Krieges riefen sie die Soldaten und Gläubigen zu Treue, Gehorsam und Pflichterfüllung ...auf.“ Soll damit das Festhalten an der Tradition kritisiert werden? Wohl nicht einer der Bischöfe, die meisten davon alte Herren, oder sonstigen Theologen, kam auf die Idee, in dieser leidgeprüften Zeit die Lehre der Kirche zu hinterfragen, altes Recht durch neues Recht zu ersetzen, alte Gebote durch neue. Im Gegenteil: Am Sonntag nach dem Hauptgottesdienst wurde in Übereinstimmung mit den Konkordatsvereinbarungen für das Vaterland gebetet und für die Erleuchtung derer, die es leiten („eiusque rectores lumine tuae claritatis illustra, ut videre possint, quae agenda sunt, et quae recta sunt valeant perficere.“) Das hat sich eingepägt.



Michael Gerlich
 * 15. Februar 1883 in Stettin
 † 1. Juli 1934 im KZ Dachau

tierten Journalisten Fritz Gerlich. Wie sich das unabhängige Ausland damals und später verhielt, davon war schon bei Klemperer die Rede. An Protest dachte im Reich wohl niemand.

Wenn es sich dabei nach Meinung der deutschen Bischöfe um ein schuldhaftes Versäumnis handeln sollte, so trifft der Vorwurf auch die Bischöfe in der Sowjetunion, da Stalin doch ebenfalls angrenzende Staaten angegriffen hat, so Polen, Finnland und die baltischen Staaten. Wer das bedenkt, kann sich kaum für eine solche Protestpflicht stark machen, zumal in einem extrem totalitären Staat, wie es das Hitlerreich gewesen ist.

„in jedem Staat und von jeder Regierung“ einfordern!

Das letzte Kapitel in der Verlautbarung der deutschen Bischöfe trägt die Überschrift „Lehren für die Zukunft“. Darin lesen wir: „Die Kirche versteht sich heute berufen und verpflichtet, die in der Gottebenbildlichkeit gründende Würde aller Menschen, die unveräußerlichen Menschenrechte ... in jedem Staat und von jeder Regierung einzufordern ...“ Ein bemerkenswerter Vorsatz. Doch ob dieser grenzenlose gute Wille der guten Sache förderlich ist, darf bezweifelt werden. Kann die Kirche atheistischen Staaten gegenüber Forderungen erheben? Für uns Katholiken noch wichtiger ist die Antwort auf die Frage, ob die Kirche uns künftig authentischer zur Seite steht. Als praktizierender Katholik möchte ich mein Denken und Tun an der Lehre der Kirche ausrichten. Oft halte ich Ausschau, ohne fündig zu werden.



Erich Klausener
 * 25. Januar 1885 in Düsseldorf
 † 30. Juni 1934 in Berlin

Hier einige Beispiele: Im Jahr 2000 erschien das Buch „Pius XII. Der Papst, der geschwiegen hat“. Auf diese Anschuldigung stößt man immer wieder. Ich wünsche mir eine Verlautbarung, durch die zumindest die Gläubigen erfahren, dass dieser ungeheure Vorwurf unrichtig ist. Pius beendete seine Weihnachtsansprache 1942 mit dem Appell, den Frieden zu suchen: „Dieses Gelöbnis schuldet die Menschheit den Hunderttausenden, die ohne eigene Schuld manchmal nur wegen ihrer Nationalität oder der Abstammung dem Tode geweiht oder einer fortschreitenden Verelendung preisgegeben sind.“ Die primär Angesprochenen, die Nationalsozialisten, verstanden, und nicht nur sie: „Er [der Papst] beschuldigt tatsächlich das deutsche Volk der Ungerechtigkeit gegenüber den Juden und macht sich zum Sprecher der Juden, der Kriegsverbrecher“, urteilte der NS-Sicherheitsdienst.

Wer weiß schon, dass sich während der Reichspogromnacht im November 1938 der Hass der NS-Führung nicht nur gegen die Juden richtete. So inszenierte der Gauleiter Münchens, Adolf Wagner, aus Anlass der Ermordung vom Raths zwanzig Großkundgebungen „gegen das Weltjudentum und seine schwarzen und roten Bundesgenossen“. Einer dieser schwarzen Bundesgenossen war kein anderer als der Münchner Bischof, gegen den sich der so geweckte Volkszorn richtete, der das bischöfliche Palais erheblich beschädigte.

Alle Jahre gedenken wir am 26. Dezember der unschuldigen Kinder, die unter Herodes getötet wurden. Alle Jahre vermisse ich eine Fürbitte für

die Schwächsten der Schwachen in Deutschland. Rund einhunderttausend sollen es sein, die im Mutterschoß abgetötet werden, nicht legal, aber staatlicherseits geduldet! Dieser Staat, der „Staat des Grundgesetzes“, brüstet sich, ein Rechtsstaat zu sein, der das Unrecht bekämpft und als Sozialstaat den Schwachen beisteht. Eingedenk der eingangs zitierten Absicht der Bischöfe, „die in der Gottebenbildlichkeit gründende Würde aller Menschen ... einzufordern“, hege ich die Hoffnung, dass der Mutterleib nicht länger unangefochten die Hinrichtungsstätte für Hunderttausende Unschuldiger in unserem Lande bleibt.

Auch zum Thema „Ehe für alle!“ kenne ich kein Hirtenwort der deutschen Bischöfe, das, wie des Öfters in der NS-Ära, die Unterschrift aller tragen würde.

Gerade mit Blick auf die universale Verpflichtung „in jedem Staat und von jeder Regierung“ (s.o.) die Respektierung der Menschenrechte einzufordern, darf das Stichwort Christenverfolgung schließlich nicht fehlen. Sie ist unbestritten traurige Wirklichkeit in weiten Teilen der Welt. Aber wo ist die oberhirtliche Verlautbarung, die den zitierten verheißungsvollen Worten Rechnung trägt? Falls es sie gibt, so sollen alle Diözesanen darüber Bescheid wissen. Und so lange die Verbrechen verübt werden, darf die Anklage nicht verstummen. In der Presse wird „Das Schweigen der Bischöfe zu Corona“ moniert.

„Vergib uns unsere Schuld!“

Im Geleitwort schreibt Bischof Bätzing: „Wir deutschen Bischöfe wissen, dass uns die Rolle des Richters über unsere Vorgänger nicht gut zu Gesicht steht.“ Als lebendiger Katholik, wenn ich das so sagen darf, unterstreiche ich diese Feststellung. Die damals Verantwortlichen wurden gegen ihren Willen in eine schreckliche Zeit hineingestellt. Man mag darüber rechten, wie ein untadeliges Leben hätte aussehen können, doch bitte ich, ernsthaft darüber nachzudenken, was uns die Gewissheit verleiht, dass gerade wir trotz unserer Defizite in der Gegenwart damals den geraden Weg gefunden und beschritten hätten. Das Herrenwort soll unser Kompass sein: „vergib uns ... wie auch wir vergeben ...!“ □

Durch Corona zum Wesentlichen

„Ein Gesunder hat viele Wünsche; ein Kranker hat nur einen Wunsch.“ So sagt der Volksmund. Nun haben wir alle eine Krankheit durchgemacht. Durch seine große Ansteckungsgefahr hat sich Corona zur Pandemie entwickelt. Plötzlich waren wir alle betroffen und mussten unser Leben umstellen. Besonders schmerzhaft war, dass nicht nur unser gesellschaftliches Leben und unsere Freiheit eingeschränkt wurden, sondern dass öffentliche Gottesdienste und die Spendung der Sakramente über viele Wochen hindurch nicht möglich waren.

Zu jeder Krankheit gehören das Leiden und der Schmerz. Andererseits zeigt uns eine Krankheit aber auch immer, was wesentlich ist in unserem Leben und wo wir Nebensächlichkeiten zu viel Aufmerksamkeit gewidmet haben. Anstatt über mangelnde Freiheit und Gottesdienstbeschränkungen zu lamentieren, ist es sehr wertvoll, sich einmal die andere Seite vor Augen zu führen.

Wer hat in den vergangenen Wochen von den Forderungen des Synodalen Wegs gehört? Was hätte es uns während der Corona-Pandemie auch genützt, wenn wir verheiratete oder weibliche Priester hätten? Menschen haben sich nach der Messfeier und dem Kommunionempfang gesehnt. Denn die Kirche lebt von der Eucharistie, wie es schon Johannes Paul II. im Titel seiner letzten Enzyklika zum Ausdruck brachte: *Ecclesia de eucharistia*.

Interessant ist auch der Vergleich zwischen Messfeiern vor Corona und Messfeiern nach Corona. Eine völlig konträre Akzentsetzung wird hier sichtbar. Vor Corona haben viele Priester die horizontale Dimension des Gottesdienstes übermäßig stark betont. Da lud man die Gläubigen ein, möglichst weit nach vorne zu kommen und dicht beieinander zu sitzen. Beim Friedensgruß galt es möglichst

vielen Menschen die Hand zu schütteln oder sie gar zu umarmen. Die verschiedenen Aufgaben in der Liturgie wurden auf möglichst viele Menschen verteilt. Die von der Liturgiereform geforderte „tätige Teilnahme“ wurde teilweise als Aktivismus missverstanden. Ganz anders feiern wir jetzt nach der Wiedezulassung öffentlicher Gottesdienste miteinander die heilige Messe. Die Gläubigen verteilen sich möglichst gleichmäßig im gesamten Kirchenraum. Der Friedensgruß, sofern er nicht ganz entfällt, wird reduziert auf ein freundliches Zucken. Kelch, Wasser und Wein stehen zu Beginn der Messfeier schon auf dem Altar und die Zahl der Altardiener soll möglichst gering gehalten werden. Schon ein flüchtiger Blick auf das Gottesdienstgeschehen zeigt, dass es hier weniger um mitmenschliche Beziehungen als um die persönliche Gottesbegegnung geht. Die vertikale Dimension ist wieder vorherrschend geworden.

Auch die „*missa sine populo*“, die immer im Messbuch stand, aber von manchen als Überbleibsel vergangener Zeiten gesehen wurde, ist vorübergehend zum Regelfall geworden. Bei der Feier der heiligen Messe ist eben der Priester nie allein. Es ist ein übernatürliches Geschehen, bei dem der ganze Himmel anwesend ist. Daher ist es immer auch sinnvoll, die heilige Messe zu zelebrieren, auch wenn keine Gläubigen hinzukommen können.

Als dann Messfeiern mit Volk wieder möglich waren, gab es dennoch vielerorts zunächst keine Kommunionausteilung. Den Gläubigen wurde die geistige Kommunion empfohlen. Wie hat man noch kurz zuvor gespotet, wenn jemand in der Diskussion um wiederverheiratete Geschiedene



oder um die Mitfeier der Messe durch evangelische Christen die geistige Kommunion erwähnte. Dies könne man den Menschen nicht empfehlen, wurde behauptet. Plötzlich war jetzt für alle Gläubigen nur noch diese Form der Kommunion möglich. Ging man noch vor der Corona-Pandemie bankweise zur heiligen Kommunion, so blieben jetzt alle Gläubigen in der Bank. Die Anbetung der heiligen Eucharistie, die in den vergangenen Jahren sträflich vernachlässigt wurde, hat man jetzt in ihrem Wert neu entdeckt. Auch diese Entdeckung war sicherlich segensreich.

Man darf eine Krankheit nicht schönreden. Aber durch jede Krankheit bringt uns Gott auch dazu, unseren bisherigen Lebensstil und unsere Sicht auf die Welt zu überdenken. Dann erhalten wir einen neuen Blickwinkel und setzen die Akzente in unserem Leben wieder anders. Wenn auch die Corona-Pandemie unser persönliches Leben und unser gottesdienstliches Leben massiv eingeschränkt hat und nicht verschwiegen werden darf, dass in dieser Zeit auch manch fragwürdige Vorschläge in der Kirche aufkamen, so hat doch diese Pandemie vor allem das bewirkt, was jede Krise bewirkt: den Blick wieder auf das Wesentliche zu richten. □

FRAU UND KIRCHE – EINE UNLÖSBARE SPANNUNG?

Anregungen in einem Minenfeld

Spannungsfelder sind Anzeichen für Leben, gefährdetes Leben, das eine Lösung aus tieferen als bisherigen Zusammenhängen braucht. Seit Jahrzehnten, in meiner eigenen Erinnerung seit der Feministischen Theologie der 1970er Jahre, gibt es Glutnester im Raum der katholischen Kirche, die jüngst wieder aufgeflammt sind. Sie haben zwischenzeitlich einige Antworten erfahren, aber die Grundfrage, nämlich nach der gleichberechtigten = egalitären Mitwirkung von Frauen in kirchlichen Ämtern, ist nicht beantwortet. Genauer: Die Antwort wurde für viele abgestufte Mitwirkungen gegeben, aber in der Frage des sakramentalen Priestertums ausschließlich formuliert.

Zunächst ist einzuräumen: Die Jahre nach dem Konzil haben mehr Arbeitsfelder für Frauen in der Kirche geschaffen als für alle Generationen zuvor. Hinausgewachsen über die klassische „Glaubensbotin für die eigene Familie“ arbeitet die heutige Christin in der Pastoral der Gemeinde, leitet Kommunion- und Firmgruppen, übernimmt Seelsorge, auch als Beruf. Ein zweites Novum: Die erste Frauengeneration der Kirche überhaupt hat das *Theologiestudium* ergriffen und besetzt in wachsendem Maße die Lehrstühle. Aber es gibt noch ein Drittes, die Supernova: Frauen sind erstmals auch in der *Liturgie* tätig, als Kommunionhelferin, Lektorin, Ministrantin, Leiterin von Wortgottesdiensten, zuweilen wochentags als Predigerin. Von Südamerika kennt man die Beispiele von Ordensfrauen, die in bischöflichem Auftrag eine Pfarrei leiten. Freilich sind sie nicht Priester, aber es bedarf schon des aufmerksamen Blicks, um den Unterschied zwischen einem Wortgottesdienst mit Predigt und Kommunionfeier und einem „ganzen“ Gottesdienst auszumachen. Insgesamt zeigen sich hier

liturgische Dienste, die weit über die historische Taufassistenz früherer Diakoninnen hinausgehen.

Dieser Zuwachs an Möglichkeiten für die Christinnen ist geschichtlich gesehen ungeheuer, zumal er sich in einer einzigen Generation in wenigen Jahren nach dem Konzil vollzog. Hinzukommt die Theologie des Charismas, der frei von Gott verliehenen Gaben, wie – das größte Beispiel – die Mutter Jesu in dieser freien Gnade stand. Hier zeigt sich eine göttliche Erwählung, die sich an den großen, aber auch den unbekannteren Frauen der Kirchengeschichte vielfältig und großartig, eben charismatisch, einlöst. Diese Geistbegabung, die unmittelbare Sendung von Frauen, ist entscheidend. Wie es Hans Urs von Balthasar entfaltete: Ist nicht Maria „mehr“ als Petrus, Mitte der Apostel? „Maria – eine Frau – ist wichtiger als die Bischöfe. (...) man darf Funktion und Würde nicht verwechseln“, so Papst Franziskus im Oktober 2014, wobei er – wie die Tradition – das Priestertum der Frau ausschloss.

Aber in der Mitte der Glutnester steht ungelöst die Frage nach dem *besonderen* Priestertum der Frau. Denn das *allgemeine königliche* Priestertum teilen alle Getauften und Gefirmten – ohne dass dies wirklich im allgemeinen Bewusstsein steht.

Der Beitrag wird die Frage nach der weiblichen Stellung in der Kirche umkreisen und vielleicht – vielleicht – eine Lösung in der Ferne erkennen lassen – oder auch eine bleibende Asymmetrie. Auch sie verdient eine Beleuchtung.

GOTT IN DER GEWALT DER AHABA, GOTT ALS AHABA

Die Argumente für und gegen einen Weiheakt für Frauen sind ausgetauscht; sie sind hier nicht zu wiederholen. Bleibender Grund ist

jedenfalls die von keiner Seite bestrittene geschichtliche Tatsache, dass Jesus selbst durchgängig „die Zwölf“ ausgewählt und in die Wahrung seiner Kirche berufen hat. Wahrung bedeutet Spendung der Sakramente, erstrangig der Eucharistie und der Lossprechung oder Bindung von Schuld: beides die allerersten Früchte von Jesu Leiden zwischen Gründonnerstag und Osterabend. Beide Aufträge werden übrigens im selben Raum überantwortet, in dem Saal auf dem Zion.

Für heutige Ausweitungen der Sakramentspendung durch Frauen sprechen zweifellos geschichtliche, rationale und in der christlichen Selbstausslegung begründbare Gedanken, begründbar in der gleichen Personalität von Mann und Frau, die im Judentum ansatzhaft, im Christentum voll entfaltet ist. Dennoch sei hier ein anderer Gedanke ins Bewusstsein gerückt. Er hat seine Wurzel im Alten Testament und zeigt seine äußerste Frucht in der Apokalypse. Er intoniert eine große Melodie – die Melodie der Agape oder hebräisch *ahaba*, der Liebe. Das deutsche Wort Liebe enthält den Wortstamm Leben und Leib, unterteilt aber nicht in Eros und Agape, hebräisch *dodim* und *ahaba* – also in die leib- und triebhaft verankerte, irdische Liebe und die geistige, himmlische Leidenschaft (welche den Trieb mitzieht und übertrifft).

Urdokument einer solchen Leidenschaft ist das Hohelied im Alten Testament. Im Neuen Testament tritt *ahaba* als *agape* auf und entspricht dem wohl mißverständlichsten Wort, das Johannes überliefert hat: „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,9). Das hat zu dem – ursprünglich freilich keineswegs – zahmen und zähmenden Reden vom „lieben“ Gott geführt. Wie die Braut im Laufe des Hohenlieds aus den selbstgefälligen und selbststeigernden Hochgefühlen der *dodim* in die schmerzliche Liebe des Selbst-

verlustes wechselt, macht deutlich, dass mit *agape* nicht die zahnlose, wohlwollende Liebe eines weltenthobenen, ungenau verzeihenden Gottes gemeint sein kann. Die Epiphanie Gottes in *agape* ist vielmehr genau und konturensicher vor dem Hintergrund des Hohenliedes zu lesen. Es ist Gott, der um den Menschen seufzt und leidet, der die Bewegung der Preisgabe vollzogen hat. Hier berührt sich *passio* mit *amor*: *amare amare*

ren gefällt, warum Gott sich habe erlauben können, seinen Sohn für alle „schlachten“ zu lassen, ihn als Blutopfer einzufordern. Dabei handelt es sich um ein grandioses Mißverständnis dessen, was *agape* zum Ausdruck bringt. Es geht völlig gegenteilig nicht um kleinkrämerische Gerechtigkeit, die ein Schlachtopfer fordert, sondern um die Preisgabe Gottes selbst: Bitter wie sonst nichts ist das Preisgeben des Sohnes, wie

Als Abraham seinen Sohn opferte, hielt im letzten Augenblick ein Engel den Arm des Geprüften auf. Auf Golgotha geschah keine Schonung: „Doch diesmal hing kein Widder mehr im Strauch“ – weder für den Vater noch für den Sohn. Diesmal wurde die Bewegung der Liebe bis zum Ende vollzogen. So dass auch der Vater sich verschwendete, *gratis*, aber auch *frustra* – umsonst und bis ins Mißverständnis hinein umsonst.



Abendmahl: Jesus feiert mit den zwölf Aposteln das Abendmahl – „Man darf aber Würde und Funktion nicht verwechseln“ (Papst Franziskus).



Abraham: Abraham ist bereit seinen Sohn „preiszugeben“ – Sein Gehorsam gegenüber Gott ist größer als seine Liebe zum ersehnten Sohn.

est, Lieben ist bitter. Gott liebt mit einer Bitterkeit, die dem Schmerz der jungen Frau im Hohenlied gleichkommt.

Die Offenbarung Jesu zeigt nicht nur eine *memoria passionis* (Johann Baptist Metz), sondern mehr noch eine *memoria amoris*. Eindringend in dieses Gedächtnis der Liebe zeigt sich die Stelle, wo *passio* und *amor* verschwistert sind.

Von daher ist eine Theologie zu befragen, die sich im Räsönnie-

Paulus es so genau formuliert (Röm 8,32). Und dieses Weggeben bis ins Sinnlose, Maßlose und Mißverständliche führt zur Verwechslung der Liebe mit Prostitution, wie bei den Wächtern im Hohenlied. Gott ist in die äußerste Verwechslung seiner Liebe eingetreten. Weil er eine Liebe gelebt hat, unter deren unverständenen Vorzeichen man mit ihm zu rechten beginnt, ob es eigentlich so viel „Verschwendung“ gebraucht hätte.

Dieses große *Umsonst* der Liebe Gottes bricht sich an einem kleinen und kleinlichen Nicht-Begreifen – während sich die Horizonte der *agape* ins Unausdenkliche öffnen.

**CHRISTUS UND DIE KIRCHE:
VOM SINN DES ALLGEMEINEN
KÖNIGLICHEN PRIESTERTUMS**

Wenig sind wir gewohnt, von Gott in der Gewalt einer solchen Liebe zu denken. Auch Jesu letzte Rede rührt

an die Grenze der Fassungskraft: Jeder Satz springt an (wirklich wie der Satz eines Löwen). Mitgerissen sind die um den Tisch Versammelten in eine unbegreifliche Strömung. Wie der Vater den Sohn liebt, so liebt der Sohn seine Freunde – wenig später laufen alle davon. Aber die Hand Jesu ruht trotzdem auf den Feigen, er hat sie erwählt ... Die Rede springt Tage, Wochen, Jahre, Jahrtausende voraus: Alle, die er erwählt hat, werden ihre

In der Tat, wenig sind wir gewohnt, von Gott in der Gewalt einer solchen Liebe zu denken. Aber Paulus, geschult in der Tradition des Judentums, tut es: Er verwendet das Bild der unbedingten Liebe. Er konfrontiert Christus mit einer Braut, mit seiner Einzigen. „Führt euer Leben in Liebe, wie auch Christus uns geliebt und sich für uns hingegeben hat als Gabe und Opfer, das Gott gefällt! (...) Darum wird der Mann Vater und

mehr greift. Auch deswegen, weil die „Frau“, das Gegenüber dieser Liebe, das scheinbar stumme Objekt solcher Liebe ist. Ist sie das wirklich?

Im Umfeld des Evangeliums erscheinen Frauen anders als Männer. Sie treten in Beziehung zu ihm, persönlich berührt. Vor allem im Johannes-Evangelium kommt es zu großen Gesprächen, großen Gesten. Es gibt die Samariterin am Jakobsbrunnen, Martha und ihr Messias-Bekenntnis,



Die Samariterin am Jakobsbrunnen:
„Er hat mir alles gesagt“.



Die Ehebrecherin: Das Wort Jesu „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein“ wird zur Rettung für die Frau und gibt ihr die Würde zurück.

Liebe einmal für ihn einsetzen, für andere, für die Welt. Kein Religionsstifter hat die Liebe zum Mittelpunkt seiner Lehre gemacht. Gelassenheit, ja, auch die Weisheit des Verzichts, Freundlichkeit gegen Mensch und Tier, Selbstopfer, kluger Umgang und Gerechtigkeit gegenüber anderen sind große Botschaften – aber nicht die strömende Liebe, die aus dem Herzen Gottes selbst kommt: Unbesieglich überflutet sie alle dürre Selbstsucht.

Mutter verlassen und sich an seine Frau binden und die zwei werden ein Fleisch sein. Dies ist ein tiefes Geheimnis; ich beziehe es auf Christus und die Kirche“ (Eph 5,2. 31f).

Damit ist das Urbild berührt, das seit der Genesis geprägt ist: Christus der Mann, der seine Frau liebt, mehr noch: der für sie stirbt. Solche Aussagen sind bekannt, deswegen überhört; auf ihrem Resonanzboden tönt nichts mehr. Eben das gehört zum Drama der Gegenwart, dass das Urbild nicht

das Staunen Jesu über die entwaffnende Demut der syro-phönizischen Mutter, die Salbung Jesu durch eine stadtbekanntere Frau, die Rettung der Ehebrecherin, die weinenden Frauen Jerusalems, die ausharrenden Frauen am Kreuz selbst, Magdalenas Gespräch mit dem „Gärtner“.

In einigen dieser Gespräche wird der erotische Bereich gestreift, oder genauer: Einige Frauen werden aus ihrer Verfangenheit darin gelöst. Was bleibt und sich entfaltet, ist höchste

Hingabe, so bei dem Bericht über die Namenlose, die Jesu FüÙe mit Tränen wäscht und mit den Haaren abtrocknet. Das Überbordende solcher Liebe wird in Magdalena, aus der sieben Dämonen ausfahren, am greifbarsten. Diese vielen verschiedenen Frauen, die aus Leiden, aus Sünde sich erhebenden Frauen, die heiligen Frauen um Maria, sie alle sind eingegangen in das Bild der Kirche, in das Bild einer Braut.

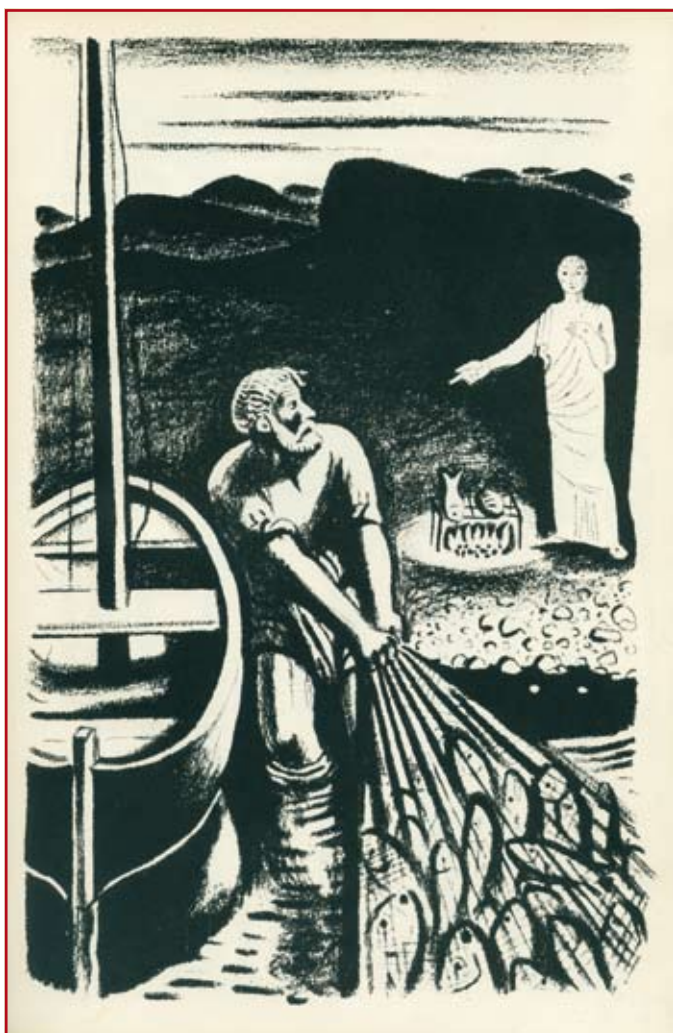
Seite her gesehen sind sie ihr Charakter.

Es ist kein Widerspruch, dass Männer ebenfalls in diese Prägung gehören. Der Mann wird die Hingabe an Christus männlich vollziehen, anders als die Frau, aber immer ist der Vollzug Hingabe, immer Re-Aktion, immer „pathisch“ – was nicht heißt passiv. Es ist die Antwort der Leidenschaft, des Pathos. Weswegen auch die Werke der Caritas im Chris-

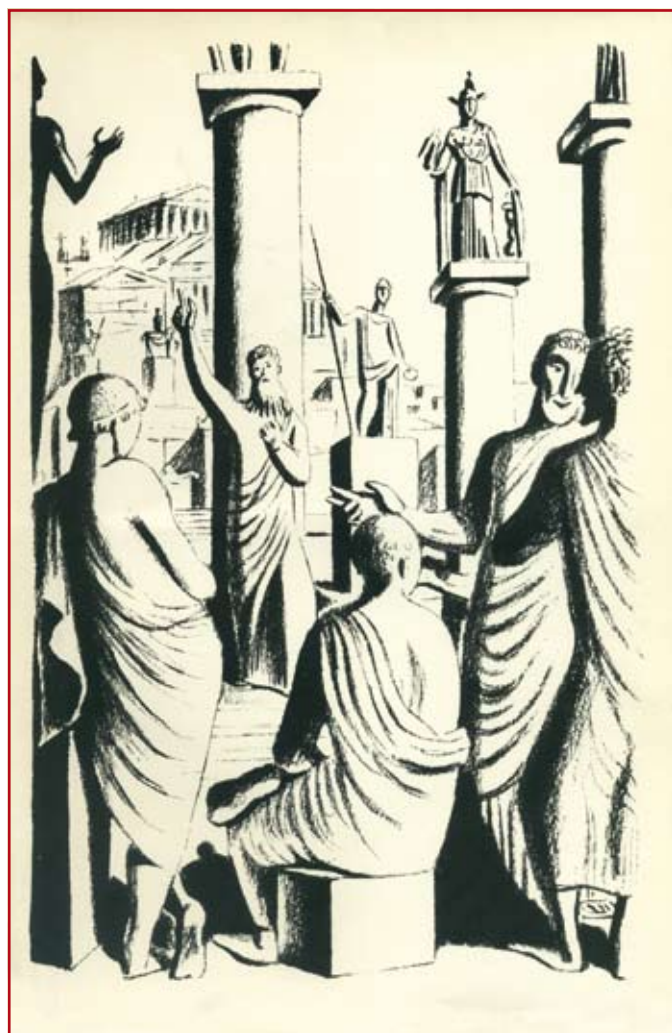
alten, waren Laien. Franziskus und Benedikt waren Laien.“

Kirche selbst ist Sakrament, und ihre Heiligkeit wird von den Getauften übernommen. Jede Frau wie jeder Mann ist Christusträger, trägt die Heiligkeit der Kirche eingeschrieben, teilt sie anderen aus und empfängt sie.

Hier kann man sich deutlich mehr Entfaltung wünschen. Im Weiterwandern auf diesem Weg ist entschei-



Der Fischer Petrus zeigt in männlicher Weise seine Hingabe an Jesus.



Paulus verkündet den Athenern den „unbekannten Gott“.

Könnte es hilfreich für die heutige Unruhe sein: dass Kirche als „Gegenüber“ des Herrn aus seiner Lösung stammt und mit Hingabe und Gelöstheit antwortet? Das Wesen der Kirche ist bräutlich. Es ist antwortend, hingebend, weiblich. Kirche ist die Braut, die gereinigt wurde, gelöst in der Tiefe, die aber dann dem Bräutigam die Kinder zuführt, sich selbst, ihr Neugewordensein. So sind die Frauen der Kirche eingepägt; von der menschlichen

tentum von Frauen und Männern übernommen werden. Es gibt keine vergleichbare Kultur, worin Männer Krankenpflege, Selbstopfer, mütterliche Zärtlichkeit leisten (letzteres eine Vorschrift für den Abt in der Benediktregel). Oder wo sie, wie Frauen, den Stand des Zölibats als bräutlichen Stand wählen - nicht zur Weltverneinung und Ich-Löschung. Man bedenke: „Der Mönch ist aus der Sehnsucht des Laien geboren, Christ zu sein. Fast alle Ordensstifter, jedenfalls die

dend, die Mitwirkung von Frauen auf allen kirchlichen Ebenen zu stärken, ja institutionell zu verankern: in der Diözesanverwaltung, den dortigen Gremien, den kirchenrechtlichen Schiedsstellen, in Priesterseminaren; auf theologischen Lehrstühlen und in der Forschung; aber auch in der Leitung von Exerzitien, in der geistlichen Leitung der Frauenbünde und in der Begleitung junger Frauen - ein breites Aufgabenbündel bis in die vaticanischen Kongregationen hinein;

letztlich für theologisch und geistlich bewährte Frauen (z.B. Äbtissinnen): Beratung von Ordensführungen, von Bischöfen und Bischofskonferenzen, Mitsprache bei Konzilien und anderen hochrangigen kirchlichen Ereignissen und – warum nicht? – bei der Papstwahl.

Aber nicht zu vergessen: Die kirchliche Mitsprache ist weder die einzige noch die wichtigste. Der genuine Platz des Laien ist die Welt,

**Leo Scheffczyk:
Das Unwandelbare im
Petrusamt, Berlin 1971:**

„Mit der Bezeichnung des Petrus als „Felsgrund“ der Gemeinde und des Gottesvolkes wurde das jüdische Symbol vom kosmischen Felsen auf Petrus übertragen. Das Wort erinnerte den Juden an den Fels in Jerusalem, der den Tempel und das Allerheiligste trug. Dieser Fels galt dem Israeliten als der Stuhl und der Thron des Gottes, als Zentrum und Grundstein der Welt, aber auch als Verschlussstein der Unterwelt, der das Emporkommen der Todesmächte unterband. Mit diesem Wort wurde nach der jüdischen Symbolsprache dem Petrus also die Stellung des kosmischen Felsens zugesprochen, die nach einer anderen alttestamentlichen Überlieferung (Is 28) dem Messias selbst zukommt. Damit wurde ihm eine Aufgabe übertragen, die nichts Geringeres als eine Fortsetzung des Werkes des Messias selbst beinhaltete.“

seit jeher. Und dort sind die Aufträge nicht ausgeschöpft. Die erste Glaubensverkündigung erfolgt in der Familie, in den gemeinsamen häuslichen Feiern, allein schon im Tischgebet – und wie dürftig ist solches Sprechen geworden. Sprechen von Gott erfolgt verschämt, wenn überhaupt – Raum dafür wäre auch in den Medien und ihren Berufen zu schaffen: in der Journalistik, in den Schulen und Hochschulen. Es bedarf der Arbeit an der Sexualpädagogik,

die heute entgleist und der Erfahrung des Christentums kein Vertrauen mehr einräumt; es bedarf der Neugestaltung und Erhellung der verschütteten Lehre und Größe der Ehe. Es bedarf der Ablösung von Gender durch eine in Erfahrung und Wissenschaft breit fundierte Anthropologie der Geschlechter. Es bedarf der Verteidigung des Lebens, des Beistandes in der Schwangerschaft, der vielfältigen therapeutischen Hilfe im weiten Sinn für Familien oder zerbrochene Beziehungen.

Die Mitwirkung von Laien ist hier kein „Notnagel“, sondern ursprünglicher Auftrag kraft der Taufe, ja, kraft des ausdrücklichen Befehls Jesu zur Verkündigung, und so soll der Auftrag auch nicht in „Konkurrenz“ zu Männern wahrgenommen werden.

APOKALYPSE: GOTTGESCHENKTE MANIA

Offen wird das hochzeitliche Gegenüber in der Apokalypse: Das Neue Jerusalem steigt von oben herab, geschmückt als Braut für den Bräutigam. „Die ganze Schöpfung geht in seliger Bereitschaft Christus entgegen. Das Neue Testament spricht fast nie von diesen innigsten Dingen. Bei Paulus finden wir einige Andeutungen; auch, wenn wir genau aufmerken, bei Johannes – sonst nicht. (...) Die letzte Gestalt, unter welcher er (Christus) sich in der Apokalypse offenbart, ist diese: als Jener, dem alles Braut ist. Aus Ihm springt in Jedem der Anfang auf.“

Alles Ungesagte, nicht Ausdeutbare ist darin enthalten. Männer wie Frauen werden der Liebe Christi fähig werden, einer „gottgeschenkten mania“ standhalten.

Warum agieren aber Frauen dann nicht im besonderen Priestertum? Weil Christus die spezifische Vollmacht des Dienstes an ausgewählte Männer übertragen hat, zuerst an Petrus: den Fels, den „Verschlussstein der Unterwelt“. Darin mag eine offene Frage bleiben. Es ist die Frage Lessings, die Kierkegaard kontert: „Kann man eine ewige Seligkeit bauen auf ein historisches Wissen?“ Deswegen fordert Kierkegaard den „Sprung“: zu glauben, dass eine einzelne Begebenheit, ein Ereignis die Geschichte verändere – wenn sie vom alles überragenden Ereignis Jesu aus

verstanden wird. Denn er selbst ist Brennpunkt des Geschehens. Sein alles veränderndes Erscheinen definiert ab dato, wie Geschichte zu lesen ist.

Es mag sein, dass diese Behauptung nicht überzeugt, die Begründungen dagegen sind nicht dumm. Doch gibt es eine letzte – wiederum von Christus eingesetzte – Sicherung, im Abwägen der Argumente auf dem Weg zu bleiben, der er selbst ist: das Lehramt, noch einmal: als Verschlussstein der Unterwelt. Gehorsam ist nicht notwendig Einsicht. Aber Gehorsam ist in seiner Tiefe Vertrauen: Trauen auf die Treue des Bundes (den Gott dem alten und neuen Israel geschworen hat).

Schwer wiegt jedenfalls, dass mit einem weiblichen Priestertum die symbolische Ordnung der zwei Geschlechter und die Repräsentation des „neuen Adam“ Christus außer Kraft gesetzt würden. (Auch die Verbindung zum Judentum würde gekappt.) Neben der Symmetrie der „Ebengeburts“ und der gemeinsamen Würde bleibt die spannungsvolle Asymmetrie von Mann und Frau. Sie zu bestehen, hilft einmal mehr ein Gedanke Guardinis: Es gibt Fragen, „bei denen zwar verstandesmäßig eingesehen werden kann, dass die Antwort so und so lauten müsse; die Antwort aber nicht „befriedet“, sondern ein Rest von Widerstand im Gemüt bleibt. Das sind jene Fragen, in denen die Antwort (...) zwei „Größen“ auf einen Nenner bringen müsste, die nicht auf einen Nenner zu bringen sind, nämlich Gott und Geschöpf (...) Diese Fragen sind vom Verstande her in befriedender Weise nicht zu lösen. Für sie liegt die Lösung in der Demut, im Vertrauen des Glaubens, und in der Hoffnung auf das Licht der Ewigkeit.“

Wären Frauen ihrer selbst gewiß und wäre Anthropologie entfaltet auch in bisher vernachlässigte Tiefen (so zum Thema „Leib“), dann wäre ihre Selbstachtung groß genug, um sich nicht das besondere Priestertum gegen den biblischen Bericht zu erkämpfen. Ihre Selbstachtung im allgemeinen und königlichen Priestertum basiert nicht auf Eigeneinschätzung, sondern auf dem wunderbar freien Umgang Jesu mit Frauen - vor allem auf der Auszeichnung seine Kirche als hochzeitlich Geliebte.

Vive la différence! So sieht spannende christliche Kultur aus. ◻

Erfüllung in der Besinnung auf das Eigene

Warum kommen die um ihre Aufwertung kämpfenden Frauen nicht auf die Idee, unserer Kirche etwas Eigenes anzubieten? Könnte es neben dem seit Jahrhunderten bewährten Priester-Amt nicht auch ein kirchliches Amt der Frau geben, das ihrem Wesen, ihren Fähigkeiten, aber auch den Bedürfnissen unserer heutigen Zeit entgegenkommt? Auch die Frau hat die Fähigkeit zur Selbstgestaltung. Warum ergänzt sie da nicht eigenständig, aus innerer Erfüllung und eigener Kreativität heraus, das männliche durch ein zeitgemäßes weibliches Amt und bereichert unsere Glaubensgemeinschaft, statt sie zu irritieren?

Seit Jahrzehnten verlieren wir bei äußerlicher Befreiung der Frau zunehmend die tragenden und als weiblich gedeuteten Kräfte unserer Geisteswelt, der Innerlichkeit und des Gemüts. Wir legen quasi eine unserer beiden Gehirnhälften lahm, obwohl sie darauf angelegt sind, sich im Zusammenspiel zu ergänzen, und verzichten auf volle geistig-seelische Potenz. Wir reduzieren die menschliche Intelligenz auf Schule und Titel, den Eros auf Sexualität, die Religion auf Amt und Würden, die Bildung auf Vielwisererei und den Beruf auf Geldverdienen ... Instinkt- und gemütsgebundene Denkformen, z.B.

des Singens oder unserer Religion, gelten der intellektuellen Arroganz unserer Gesellschaft als unsinnig ...

Wir verlieren unsere seelische Substanz. Sprachliche Begriffe, die uns in Wahrung ihres Ursprungs durch Generationen geleitet haben, degenerieren zu bloßen Worthülsen. Man füllt sie mit neuen Inhalten und verwirrt und manipuliert uns durch ihre Umdeutung. Nur ein Verpackungsschwindel? Mich erinnert das an Babylon.

Die inflationäre Veräußerlichung unserer ehemals kraftvollen Geisteswelt ist schlimm genug. Muss dann die Frau auch noch kämpferisch das männliche Priesteramt besetzen und diesen Abstieg verstärken? Hat sie kein eigenes Potential, nichts Eigenes daneben zu setzen? Es ist kein Zeichen weiblichen Selbstbewusstseins, wenn christliche Frauen ihr heutiges Recht auf freie Entfaltung ihrer Person darin sehen, in die amtlichen Schuhe des Mannes zu steigen, um Minderwertigkeitsgefühle bequem zu kompensieren, statt sie ehrlich zu bearbeiten. Ich empfinde diese Abhängigkeit vom Mann als Selbstherabsetzung des Weiblichen durch einen ambivalenten Typ Frau, die den Mann als Unterdrücker, als negativen Machtmenschen erlebt und sich daran festbeißt. Statt sich von ihrem Negativ zu lösen und auf

eine tiefere Weise zunächst einmal sich selbst zu erkennen, sich als ehemals abhängige Frau neu zu finden, ihren Wert und ihr Wesen zu entdecken, schlägt sie sich in unreflektiertem Glauben an ihre Emanzipation auf die Seite dieses verinnerlichten männlichen Gegners, projiziert ihn in die Außenwelt und strebt seine männliche Macht bzw. Position an. Ist das Befreiung aus früherer Abhängigkeit? – Im Gegenteil: Damit gibt sie sich als Frau selber auf.

Wie armselig ist das gegnerische Kämpfen und Kraxeln um äußeren Aufstieg oder Sieg gegen die Freiheit und Weite eines Menschen, dessen Antrieb die Liebe ist! Laut Gal 3,27-28 sortiert auch Christus uns nicht nach äußerem Rang und Status. Daher sollten Gefühle der Minderwertigkeit (aber auch der Überheblichkeit!) im Glauben an Christus nicht gefördert, sondern geheilt werden.

Gleichberechtigung ist nicht, daselbe zu tun und zu besitzen wie ein Anderer, sondern die Möglichkeit, in Frieden das Seine zu tun, sein eigenes Wesen und seine Begabungen im Dienst einer Gemeinschaft zu entfalten und in Verantwortung vor Gott und den Menschen – aber auch in Liebe zu unserer Erde und ihren Geschöpfen – ein freier und glücklicher Mensch zu sein. □



„Weizen Gottes bin ich“

Zum Martyrium des Ignatius von Antiochien

Er sei der erste Bischof Asiens, dessen Briefe heute noch widerhallen, sagt der Franziskaner und Patristiker Adalbert Hamman. Zwar möge er aus einem anderen Zeitalter kommen, aber wenn wir in der Asche seiner Zeilen rühren, fänden wir schnell das Feuer, das ihn verzehrte. Hamman spricht vom Märtyrerbischof Ignatius von Antiochien, geboren um 35, gestorben 107 in Rom. Papst em. Benedikt XVI. sah es ebenso. Beim Lesen seiner Texte spüre man die Frische des Glaubens jener Generation, die noch die Apostel gekannt hat.

Die sieben auf seinem Transport vom syrischen Antiochien zu seiner

Hinrichtung in Rom an Gemeinden und an Bischof Polykarp geschriebenen Briefe haben neutestamentliche Dichte. Inständig mahnt er die Gläubigen, die Einheit untereinander zu wahren, vor allem zu ihrem Bischof, ihren Priestern, ihren Diakonen zu halten. Sie mögen sich fernhalten von Häresien, etwa der, dass Christus nur einen Scheinleib hatte und nicht wirklich gelitten habe und gestorben sei. An der Überlieferung der Apostel sollen sie festhalten.

Hauptabsicht seines Briefes an die Römer war es, die Verantwortlichen von Interventionen gegen seine Hinrichtung abzuhalten. Ignatius möchte das Leiden seines Gottes nachahmen.

Jetzt erst fange er an, Jünger zu werden. Er hoffe, dass die Bestien im Amphitheater ihn schnell auffressen. „Weizen Gottes bin ich und durch die Zähne von Bestien werde ich gemahlen, damit ich als reines Brot Christi erfunden werde.“ In der Welt gehe er unter, in Gott gehe er auf. Der Tod sei ihm Geburt.

Auf Bildern wird Ignatius meist dargestellt als betagter Bischof, der von einem Löwen angesprungen wird. Früh führte seine Verehrung dazu, dass er als Kanonheiliger ins erste Hochgebet der Kirche eingefügt wurde und gleich nach den Aposteln genannt wird. Für die orientalischen Kirchen ist er der „Vater der Ortho-





doxie“. Die koptische Kirche nennt ihn „Nachfolger Petri“. Alle syrisch-orthodoxen Patriarchen von Antiochien tragen ihm zu Ehren seit Generationen den Zweitnamen Ignatius. Die lateinische Kirche rechnet ihn zu den Apostolischen Vätern. Sein Gedenktag ist der 17. Oktober.

Es verwundert, dass man – trotz der Bedeutung des frühkirchlichen Märtyrerbischofs – hierzulande kaum eine Kirche mit seinem Namen findet. Eine der wenigen ist St. Ignaz in der Mainzer Altstadt. Das spätbarocke, frühklassizistische Gotteshaus in der Nähe des Domes wurde 1778 vom letzten Mainzer Kurfürsten neu eingeweiht. Warum hat man vor Zeiten ausgerechnet diese Kirche dem heiligen Ignatius geweiht? Im Kirchenführer heißt es, dass das seltene Patrozinium darauf schließen lässt, dass die Pfarrkirche wohl schon im frühen Mittelalter existierte. Ignatiusreliquien seien möglicherweise mit den Templern an den Rhein gelangt. Der Landweg zu den heiligen Stätten Israels verlief über Antiochien. Denkbar ist, dass die Templer dort oder an anderen Orten des vorderen Orients die Ignatiusverehrung vorgefunden und zu ihrer Mainzer Niederlassung nahe St. Ignaz mitgebracht haben.

In Antiochien, dem heutigen türkischen Antakya an der syrischen Grenze, damals drittgrößte Metropole des römischen Reiches, wur-

den nach der Apostelgeschichte die Jesusleute zum ersten Mal „Christen“ genannt. Auch Ignatius setzte ein Novum. In seinen Briefen taucht zum ersten Mal ein bedeutsamer Begriff des Glaubensbekenntnisses auf, das Wort „katholisch“.

Die heilige Eucharistie nennt Ignatius das „Fleisch“ Christi, vom Bischof sagt er, je mehr man ihn schweigen sehe, umso größere Ehrfurcht soll man vor ihm haben, Ehe und Zölibat stellt er gleichwertig nebeneinander, der Zölibatäre möge an seiner Lebensform ohne Selbstruhm festhalten. Und immer wieder der Appell, nichts ohne den Bischof zu tun, ja ihn wie den Herrn selber anzusehen. Das sollte bis heute Auswirkungen haben sowohl für die, die meinen, ihr Bischof komme den Zeitströmungen zu weit entgegen, als auch für die, denen ihr Bischof zu bewahrend erscheint. Es müsste die Art und Weise beeinflussen, wie man mit ihm und auch wie man über ihn spricht und wie ernsthaft man für ihn betet. Die Briefe des Ignatius stehen in Theologie und pastoralem Eros den neutestamentlichen Briefen nahe. Als Bischof stand er über dreißig Jahre der Gemeinde in der Metropole Antiochien vor. Er war leidenschaftlicher Seelsorger und Christuszeuge bis zu seinem Tod im Flavischen, später Kolosseum genannten, Amphitheater. □

Zitate aus den Briefen des heiligen Ignatius:

Und es blieb dem Fürsten dieser Welt die Jungfrauschaft Marias und ihre Niederkunft verborgen, ebenso der Tod des Herrn – drei laut rufende Geheimnisse, die in Gottes Stille vollbracht wurden (Brief an die Epheser 19,1).

Und je mehr einer einen Bischof schweigen sieht, umso größere Ehrfurcht soll er vor ihm haben; denn jeden, den der Hausherr in die Verwaltung seines Hauses schickt, müssen wir so aufnehmen wie den Sendenden selbst. Den Bischof müssen wir also offensichtlich wie den Herrn selbst ansehen (Brief an die Epheser 6,1).

Nah dem Schwert ist nahe bei Gott, inmitten der Bestien ist mitten in Gott – einzig im Namen Jesu Christi! Um mit ihm zu leiden, ertrage ich alles, wenn er mich stärkt, der vollkommener Mensch geworden ist (Brief an die Smyrner 4,2).

Wo der Bischof erscheint, dort soll die Gemeinde sein, wie da, wo Christus Jesus ist, die katholische Kirche ist. Ohne Bischof darf man weder taufen, noch das Liebesmahl halten (Brief an die Smyrner 8,2).

Für mich aber sind Urkunden Jesus Christus, die heiligen Urkunden sind sein Kreuz, der Tod, seine Auferstehung und der durch ihn begründete Glaube (Brief an die Philadelphier 8,2).

Einer ist Arzt, aus Fleisch zugleich und aus Geist, gezeugt und ungezeugt, im Fleische erschiener Gott, im Tode wahrhaftiges Leben, aus Maria sowohl wie aus Gott, zuerst leidensfähig und dann leidensunfähig, Jesus Christus, unser Herr (Brief an die Epheser 7,2).

Die Heiligen von Siena

Wegweiser auch für unsere Zeit

In die toskanische Stadt Siena fahren Kunstliebhaber vor allem wegen des beeindruckenden Doms, gläubige Christen jedoch auch wegen zweier Heiliger, die mit Siena eng verbunden sind. Auch hierzulande bekannt ist die heilige Katharina, weniger bekannt, dafür aber in Italien hochverehrt, der heilige Bernhardin. Beide sind gerade auch Heilige für heute, auch weil sie eine Gemeinsamkeit haben, die jetzt, wo das Coronavirus immer noch gegenwärtig ist, aufhorchen lässt. Beide lebten in

Zeiten, in denen die Stadt Siena von der Pest heimgesucht war und beide scheuten sich nicht, zu den Kranken zu gehen und sie zu pflegen. Und sie taten dies in der ganz bewussten Nachfolge Christi.

Katharina wurde am 25. März 1347 als 25. Kind des Färbers Giacomo di Benincasa und seiner Ehefrau Lapa di Puccio di Piagente in Siena geboren. Bereits als Kind interessierte sie sich für ein religiöses Leben. Besonders die Askese der

Wüstenväter im frühen Christentum hatte es ihr angetan. Ihnen wollte sie nacheifern und so legte sie bereits mit sieben Jahren das Gelübde der Jungfräulichkeit ab, nachdem ihr Christus, bekleidet mit priesterlichen Gewändern und der Tiara auf dem Haupt, in einer Vision begegnet war. Wie viele andere Frauen und auch Männer, die sich ganz Gott geweiht haben, hatte sie aber mit dem Widerstand der Eltern zu kämpfen, die sie unbedingt verheiratet wollten. Doch Katharina blieb standhaft und Chris-





tus treu. Sie schnitt sich die Haare ab, auch als äußeres Zeichen für ihren Entschluss.

Zunächst lebte sie als Einsiedlerin daheim, dann schloss sie sich mit 18 Jahren dem Dritten Orden der Dominikaner an und entdeckte ihre Berufung in der Krankenpflege. Dabei kümmerte sie sich vor allem um Pestkranke und infizierte sich auch selbst. Allerdings wurde sie wieder gesund und setzte sogleich erneut ihre Pflege der Kranken fort. Ihr selbstloser Einsatz sprach sich herum. Katharina wurde für viele zum Vorbild, nicht nur wegen ihres selbstlosen und unerschrockenen Einsatzes für die hochinfektiösen Kranken, sondern auch wegen ihrer tiefen Gottesbeziehung. Auch predigte sie auf der Straße das Wort Gottes, weswegen sie sich vor den Dominikanern verantworten musste. Doch konnte sie das Kapitel des Ordens überzeugen, man hatte offenbar gemerkt, dass dort wirklich eine heiligmäßige Frau sprach, die auf diese Weise auch viele andere zu Christus führte.

Allerdings schwieg Katharina auch nicht zu den Missständen in der Kirche der damaligen Zeit. So gab es Amtsträger, die kaum Vorbild waren, sondern denen es mehr um ein luxuriöses Leben als um die Nachfolge Christi ging. Katharina war überzeugt, dass alles besser würde, wenn der Papst, der damals in Avignon residierte, wieder nach Rom zurückkehrte. Tatsächlich gelang es ihr, Papst Gregor XI. wieder zur Rückkehr zu bewegen. Doch währte ihre Freude nicht lange, denn kurze Zeit später wurde ein Gegenpapst gewählt. Dieses Schisma machte Katharina so zu schaffen, dass sie mit 33 Jahren – auch ausgezehrt durch ihr asketisches Leben – starb. Ka-

tharina von Siena wird mitunter zur Rechtfertigung für ein Weiheamt der Frau herangezogen. Sie zeigt aber durch ihre Haltung etwas anderes: zum einen, dass ein heiligmäßiges Leben, also die Bereitschaft zur Hingabe und zum Opfer in der Liebe zu Christus, wichtiger ist, als ein Amt zu bekleiden. Und ihr Lebensweg soll auch die, die ein Amt bekleiden, daran erinnern, ein heiligmäßiges Leben zu führen.

Beispielhaft für einen Amtsträger, der ebenfalls ein heiligmäßiges Leben führte, war Bernhardin von Siena. Auch er pflegte mit großer Hingabe Pestkranke. Später infizierte auch er sich und wurde wieder gesund. Geboren wurde Bernhardin im September 1380, im Todesjahr Katharinas. Zunächst studierte er kanonisches Recht, gab aber, als 1397 erneut die Pest ausbrach, sein Studium auf und widmete sich dem Krankendienst. 1402 trat er bei den Franziskanerminoritinnen ein, wechselte aber zwei Jahre später zu dem Ordenszweig der Observanten, der strenger war. Nach der Priesterweihe war er vor allem als Bußprediger unterwegs und konnte viele Menschen zur Umkehr bewegen. Im Orden selbst scheute er sich auch nicht, den einfachen Pförtnerdienst zu übernehmen. Und als der Papst ihn zum Bischof von Siena ernennen wollte, lehnte er ab.

Bernhardin von Siena starb am 20. Mai 1444 auf einer Reise in L'Aquila in den Abruzzen in Italien. Er gilt vor allem als volksnaher Prediger, der die Herzen der Menschen gewonnen hat. Dabei spielte ganz gewiss eine entscheidende Rolle, dass er zutiefst aus der Liebe zu Christus lebte. Deswegen wird er auch oft mit einem Strahlenkranz dargestellt, auf dem die Buchstaben IHS zu sehen

Auf den Spuren von Katharina und Bernhardin von Siena

Wer sich als Pilger auf die Spuren von Katharina und Bernhardin von Siena machen will, wird nicht nur in Siena selbst fündig. In der Stadt befindet sich das Geburtshaus von Katharina (Santuario di Santa Caterina da Siena) unweit der Dominikanerbasilika im Westen des Stadtzentrums. Bestattet ist Katharina allerdings in Rom, in der sehenswerten Kirche Santa Maria sopra Minerva in unmittelbarer Nähe zum Pantheon.

Im Osten des historischen Zentrums von Siena befindet sich neben der Franziskanerkirche das Oratorium des heiligen Bernhardin, nordöstlich von der Dominikanerkirche. Eng mit dem Heiligen verbunden ist zudem die Basilika dell'Osservanza außerhalb der Stadt nordöstlich vom Zentrum. Dort wo heute die Kirche steht, lebte Bernhardin im Jahr 1444 als Eremit. Spuren des heiligen Bernhardin findet man auch in der idyllischen Einsiedelei Carceri oberhalb von Assisi. Seine letzte Ruhestätte fand er in der Basilika San Bernardino in der Hauptstadt L'Aquila der Provinz Abruzzen.

sind, die Abkürzung von „Jesus hominum Salvator – Jesus, Retter der Menschen“, ein Symbol, das später auch zum Kennzeichen der Jesuiten wurde.

Heute bewegt viele die Frage, wie es einen Ausweg aus der Kirchenkrise gibt. Bernhardin und Katharina von Siena können da Vorbild sein, deshalb, weil sie sich ganz und gar von der Liebe zu Christus bestimmen ließen und auf diese Weise andere für ihn begeistern konnten. □

Christophorus – die Wahrheit der Legende



Christophorus wird im Mittelalter zu den vierzehn Nothelfern gezählt. Von der hohen Verehrung sprechen die vielen Legenden und Wundertaten, die über sein Leben berichtet wurden. Ihretwegen lehnt die skeptische und kritikfreudige Zeit von heute nicht nur die Erzählungen ab, sondern leugnet auch seine geschichtliche Existenz. Tatsächlich haben wir von Christophorus fast keine historisch gesicherten Daten: Aus der Tatsache, dass ihm am 23.09.452 in Chalcedon eine Kirche geweiht wurde, darf man auf die Existenz des Märtyrers schließen.

Die Legenden entspringen der Ausdeutung seines Namens. Christophorus bedeutet Christusträger, eine für Katechese und Predigt dankbare Vorlage: Jeder soll Christus in die Welt hineintragen, jeder soll sich bewusst sein, dass er im unbekanntem Mitmenschen Christus dienen kann, und dass er sich einsetzen muss, wenn Christus und seine Lehre angegriffen und bekämpft werden.

Wegen seiner Körpergröße und Stärke ließ er sich an einem Fluss nieder, um Pilger über das Wasser zu tragen. Dabei soll er ein Kind über den Fluss getragen haben, das immer schwerer wurde. „Du trägst nicht nur die Welt, sondern auch den, der sie geschaffen hat.“ Das Kind drückte Christophorus unter die Wasseroberfläche, was als Taufe ausgelegt wurde.

Im Mittelalter glaubte man, es genüge ein Bild von Christophorus (natürlich mit dem Jesuskind) anzusehen, um den ganzen Tag vor Gefahren geschützt zu sein. Deshalb hat man in den Kirchen (wie im Dom von Augsburg) und vor Häusern ein Bild von ihm angebracht. Christophorus wurde zu einem populären Heiligen.

Diese Popularität zeigt sich heute noch an den Autoschlüsseln mit seinem Bild oder einer Medaille, die magnetisch geladen ans Armaturenbrett des Pkw geheftet wird. Christophorus ist der einzige der vierzehn Nothelfer von denen heute noch gesprochen wird. Allerdings müssen einige Missverständnisse korrigiert werden.

„Legende“ bedeutet nicht „Ergebnis einer produktiven Fantasie“. Legenden drücken eine Wahrheit aus, auch dann, wenn die Erzählung sich nicht historisch belegen lässt. Jahrhunderte haben sich nicht an einem Fantasieprodukt orientiert, sondern an einer Wahrheit: Der Mensch weiß sich auf dem Weg und weiß sich gefährdet und bedarf einer Hilfe, gerade im Straßenverkehr. Freilich, das Anschauen eines Bildes oder ein kurzes Stoßgebet sind zu wenig. Sie wirken nicht wie ein Automat oder wie ein Amulett. Das sollte derjenige bedenken, der einen Christophorus verschenken will, vielleicht aus einer Verlegenheit, weil man nichts anderes, nicht Passenderes gefunden hat und etwas von der Reise heimbringen will. Bevor wir einen Christophorus kaufen, sollten wir kurz innehalten: Ist der Beschenkte ein gläubiger Mensch, der sein Leben in Gottes Hand weiß und an die Vorsehung glaubt? Ist er ein nachdenklicher Typ, der von den Gefährdungen weiß, aber auch von den Mächten der Geborgenheit?

Einen Christophorus anzuschauen, glaubte man, gebe Schutz für den ganzen Tag. Der Betrachter sieht eine gute Tat und wird dazu angeregt. Sie wird einmal einem Kind getan und wer ein Kind im Namen Jesu aufnimmt, nimmt Jesus selbst auf (vgl. Mt 18,3 ff). Insofern ist Christophorus ein bleibendes Vorbild nicht nur für den, der eine Reise mit dem Auto unternimmt, sondern auch für die Lebensreise, um in das Himmelreich einzugehen. Vergessen wir nicht die Wahrheit der Legende. □

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Johannes Paul II. Ich bin froh, seid ihr es auch!

Frankfurt, Bahngleise am Flughafen. Ich bin zurück von einer Reportage in Chile. Nun soll es nach Hause gehen. Viele junge Leute sitzen auf dem Boden und sprechen voller Begeisterung von dem, was sie erlebten. Ein Junge sagt, er werde vielleicht Priester. Sie kommen vom Weltjugendtag. Sie haben den Papst erlebt.

Karol Józef Wojtyła wird an Allerheiligen 1946 zum Priester geweiht. Er hat um der Deportation zu entgehen ab Herbst 1940 im Steinbruch gearbeitet, tritt 1942 in das geheime Priesterseminar in Krakau ein. Er hat schon viel Leid erlebt: Den Tod der Mutter drei Wochen vor seiner Erstkommunion, den Tod des Bruders, der sich als Arzt mit Scharlach ansteckt, den Tod des Vaters, dessen Frömmigkeit ihn für immer prägt, das Grauen des Krieges. „Er studiert Bücher, aber erlebt und erleidet die Fragen, die hinter dem Gedruckten stehen“ – so Papst em. Benedikt anlässlich des hundertsten Geburtstages am 18. Mai diesen Jahres über seinen großen Vorgänger.

Lolek, wie die Familie des kleinen Polen ihn liebevoll nennt, sollte nach dem Rat des Arztes seiner Mutter abgetrieben werden. Emilia Wojtyła werde kein lebendiges Kind mehr gebären können und wenn, dann werde sie diese Geburt nicht überleben. Die Mutter hört nicht auf den Arzt. Das Lebensrecht jedes Menschen von seiner Empfängnis bis zu seinem natürlichen Tod, die Würde der Person, werden wichtiges Thema des späteren Papstes.

In der Nacht, als der noch so jugendliche strahlende Papst in Köln war, haben wir – Fremde, die die Freude über

ihn und seine Kirche zusammenführte – bis in den Morgen immer wieder gerufen: „Johannes Paul der Zweite, wir sind an deiner Seite.“ Es war ein Versprechen. Es gilt immer noch. Aber war die Kirche in Deutschland an seiner Seite? Vor allem als er darum bat, den Beratungsschein für die Abtreibung, der so vielen Kindern den Tod brachte, nicht auszustellen? Kardinal Lehmann verkündete, man habe gelernt, mit Texten aus Rom umzugehen – Worte, die heute wieder zu hören sind. Der Papst galt als zu streng, als unbarmherzig. Sein erstes Wort nach seiner Wahl zeugt jedoch vom Gegenteil: „Habt keine Angst!“ Es war das Wort der Engel und Jesu, ihr „Fürchtet euch nicht!“, das Wort der Befreiung, der Hoffnung, des Mutes.

Den jungen Leuten sagt der Papst, dass man nicht auf Probe lieben kann. In diesem Geist verbindet er sich ganz mit Maria und Christus, als er sein Pontifikat unter das „Totus tuus“, das ganz Dein, des heiligen Grignon de Montfort stellt. Schon als Bischof von Krakau hatte Karol Wojtyła seinen Schreibtisch in die Kapelle bringen lassen. Er unterscheidet nicht zwischen Alltag und Leben als Christ. Er ist immer totus tuus, gehört ganz Maria und dem Herrn.

Er ist Schriftsteller, Professor, ein Philosoph von europäischem Rang, Mahner und Mutmacher und unendlich viel mehr. Er reißt Mauern ein. Auf 104 Pastoralreisen und mit 14 Enzykliken will er den Menschen Gott nahebringen.

Sein Nachfolger im Amt nennt ihn Lehrer der Barmherzigkeit. Dem Attentäter, dessen Kugel ihn fast das Leben kostet, verzeiht er. Schwester Faustinas Anliegen, ein Fest der göttlichen Barmherzigkeit einzuführen, macht er zu seinem. Denn wenn das Erbarmen Gottes keine Tatsache ist, müssen wir uns mit unserer Schwachheit abfinden. Dann wird



das Böse in der Welt überwiegen. Dann können wir keine Hoffnung haben. Doch Gott ist barmherzig, habt keine Angst!

Von Parkinson schwer gezeichnet, wegen des Luftröhrenschnitts kaum mehr in der Lage zu sprechen, stirbt der Heilige Vater in den ersten Stunden des Festtags der göttlichen Barmherzigkeit am 2. April 2005. Zuvor hatte er noch auf einen Zettel geschrieben: „Ich bin froh, seid ihr es auch.“

Er lehrt uns recht zu leben, in Würde zu sterben und heilig zu werden. □

Es geht um mehr als den Ankauf von Staatsanleihen

Am 5. Mai 2020 hat das Bundesfassungsgericht (BVerfG) aufgrund des stetig erweiterten Europäischen Anleihenkaufprogramms die Europäische Zentralbank (EZB) wegen der Unverhältnismäßigkeit ihrer Maßnahmen im Vergleich zu den vorgeschriebenen Zielen gerügt und zugleich den Europäischen Gerichtshof (EuGH) kritisiert: Er habe durch Unterstützung der EZB seine Kompetenzen überschritten (Junge Freiheit (JF), 15.5.2020).

Deutschland ist Teil der Europäischen Union (EU) und untersteht dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) in Luxemburg. Das BVerfG hat, so Otto Depenheuer, Prof. für Öffentliches Recht an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Köln, das Verhältnis vom EuGH zu den nationalen Verfassungsgerichten unter die Lupe genommen. Er stellt fest: Der EuGH würde „deutlich unbefangener, zielstrebig und forciert als andere Verfassungsgerichte seine Kompetenzen und Befugnisse immer weiter ausweiten und verfestigen“. Der EuGH „versteht sich als Agent einer notwendigen geschichtlichen Entwicklung, auf deren Tagesord-

nung ‚ein immer engerer Verband der EU‘ (Artikel 1, EUV) steht“. Die „Integrationsagenda“ wird nach einem „Auslegungsprinzip“ exekutiert, nach der alles richtig ist, wenn es für den „immer engeren Zusammenschluss Europas“ von „nützlicher Wirkung“ ist.

Die nationalen Mitgliedsstaaten sind jedoch die „Herren der Europäischen Verträge“. Sie können es auf Dauer nicht hinnehmen „wenn der EuGH ihnen im Wege der Interpretation Vertragsinhalte unterschiebt“, die sie nicht beschlossen haben. Trotzdem „verfolgte der EuGH seine integrationsfreundliche Rechtsprechung immer weiter“. Dem Prinzip der begrenzten Einzelermächtigung habe der EuGH „offensichtlich nicht hinreichend Rechnung“ getragen und damit den Weg zur „kontinuierlichen Erosion mitgliedstaatlichen Zuständigkeit“ geebnet. „Zudem verletze er das Prinzip der begrenzten Einzelermächtigung und setze damit eines der Fundamentalprinzipien der EU faktisch außer Kraft und verstoße damit gegen das Demokratieprinzip des Grundgesetzes. Das BVerfG untersagt „deutschen Staatsorganen, Behörden und Gerichten am Zu-

standekommen oder an der Umsetzung, Vollziehung oder Operationalisierung von ultra-vires ergangenen Rechtsakten europäischer Organe mitzuwirken“ (Cicero Newsletter, 7.5.2020).

David Engels, Prof. für Römische Geschichte in Brüssel, sagt in einem Artikel (JF, 15.5.2020), in der Auseinandersetzung zwischen dem EuGH und dem BVerfG befindet sich „nicht die ... Frage des Kaufprogramms im Zentrum, sondern vielmehr die Auswirkungen des Entscheids auf den inneren Zusammenhalt der EU ... das wahre Problem ist, dass die EU den Geist, der sie einst hervorbrachte, schrittweise bis ins Unkenntliche verzerrt hat ... ginge es einst darum, christlich-abendländische Werte zu schützen, stehen heute Multikulti und Diversity im Vordergrund ... seit sich im öffentlichen Diskurs des 21. Jahrhunderts zunehmend eine politischkorrekte ‚Leitmeinung‘ durchgesetzt hat, die für sich absolute moralische Überlegenheit beansprucht, die Auslegung der Gesetze diktiert und alle anderen Positionen als ‚Rechts‘ diskreditiert, sind die Grundfesten der Demokratie erschüttert worden“.



Der von Engels monierte Geist der Gesetze drückt sich in den Präambeln und in den Grundrechten einer Verfassung aus, z.B. im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland, das beginnt: „Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen ... die Würde des Menschen ist unantastbar“ ...

Die Verfassung des Freistaates Bayern spricht in ihrer Präambel die Folgen des fehlenden Gottesbezugs an, wenn es heißt: „Angesichts des Trümmerfeldes, zu dem eine Staats- und Gesellschaftsordnung ohne Gott, ohne Gewissen und ohne Achtung vor der Würde des Menschen ... geführt hat“ ...

Die Auseinandersetzung um den Gottesbezug in der Verfassung der EU zeigt, welche Bedeutung ihr zukommt. Joseph Ratzinger hat das im Dialog mit Marcello Pera, dem ehemaligen Präsidenten des italienischen Senats unter dem Stichwort „Die konkurrierenden Kulturen der Gegenwart“ hervorgehoben. Ratzinger stellt zunächst fest, dass „Europa eine Kultur entwickelt, die in einer bisher nirgendwo in der Menschheit gekannten Weise Gott aus dem öffentlichen Bewusstsein verbannt, sei es dass er ganz geleugnet, sei es, dass seine Existenz als unbeweisbar, unsicher und daher eben dem Subjektiven entscheidend zugehörig, als jedenfalls öffentlich irrelevant eingestuft wird ... nichts ist in sich gut und nichts ist in sich schlecht – alles hängt von den Folgen ab, die sich bei einer Handlung voraussehen lassen ... im Disput um die Präambel der Europäischen Verfassung hat sie sich in zwei Streitpunkten konkretisiert: In der Frage nach dem Gottesbezug in der Verfassung und um die Nennung der christlichen Wurzeln Europas“. Der Einwand, „die institutionellen Rechte der Kirche seien im Artikel 52 in der Europäischen Verfassung gesichert“, übersieht nach Ratzinger „dass ihr Platz im Leben Europas im Bereich des politischen Kompromisses gefunden wird, dahingegen ihr prägender Inhalt in den Grundlagen Europas keinen Platz hat ... Mit den Wurzeln (werden) bleibende Quellen sittlicher Orientierung, also ein Identitätsfaktor dieses Gebilde Europas genannt“ ... „Die Begründungen dieses doppelten Neins ... setzen die Vorstellung voraus, dass nur die in unserer Gegenwart zu ihrer

vollen Ausformung gelangte radikale Aufklärungskultur konstitutiv für die europäische Kultur sein könne“ (Marcello Pera/Joseph Ratzinger, Ohne Wurzeln – Der Relativismus und die Krise der Europäischen Kultur, ISBN-13978-3-936484-57-1, St. Ulrich Verlag, 2005).

Die bislang ungebremste Politik des „immer mehr Europa“ wird von weiten Teilen der Völker nicht mehr mitgetragen. Auch der Brexit ist Ausdruck dieser Tendenz („take back control“). Dem Demokratieprinzip des Grundgesetzes wurde gegen die „zunehmende grenzenlose multilaterale Technokratie neue Geltung verschafft“.

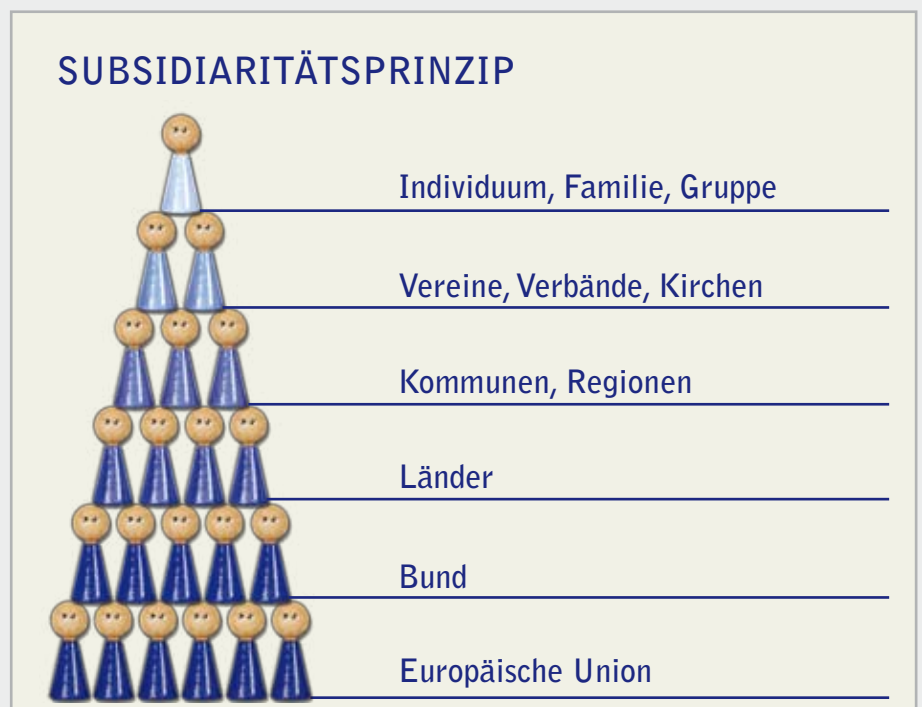
Die Zeit ist inzwischen weitergeschritten. Benedikt XVI. hat im Gespräch mit seinem Biographen Peter Seewald geäußert ... „Die eigentliche Bedrohung der Kirche ... liegt in der weltweiten Diktatur von scheinbar humanistischen Ideologien, denen zu widersprechen den Ausschluss aus dem gesellschaftlichen Grundkonsens bedeutet“, und weiter, die Gesellschaft ist dabei, ein „antichristliches Credo zu formulieren, dem sich zu widersetzen mit gesellschaftlicher Exkommunikation bestraft wird“ (kath.net, 4.5.2020).

Die Diktatur des Relativismus ist eine wesentliche Ursache in der derzeitigen Auseinandersetzung in der EU mit Mitgliedsstaaten, wenn das auch teilweise verschleiert wird. Wer z.B. Abtreibung als „Menschenrecht“ sieht oder die Förderung der klassi-



schen Familie von Mann und Frau und Kindern als anstößig empfindet, sucht und findet Gründe, „unbotmäßige Staaten“ mit der Androhung des Entzugs von Fördermitteln einzuschüchtern.

Wo liegt die Lösung? Im Subsidiaritätsprinzip! Es sagt in seiner einfachen Form, dass der kleinen Einheit das nicht weggenommen werden darf, was sie selber erledigen kann. Depenheuer sagt: „Das Subsidiaritätsprinzip kann nun eine Rückübertragung von Kompetenzen an die Mitgliederstaaten bringen. Weniger ist mehr, kann die EU retten“. □



Mama und Papa waren beide da

Warum Bindung durch Corona gestärkt wurde / Ein Plädoyer für die Präsenz zuhause

Die Corona-Zeit war für viele die Gelegenheit zum Aufräumen und Ordnen. Dennoch kam Vieles noch mehr durcheinander, vor allem im Bereich der Vorstellungen von Familie. Für etliche Medien, die übrigens allgemein selten freundlich mit dieser natürlichen Institution umgehen, war es erneut Gelegenheit, auf Missstände hinzuweisen. Die gibt es zweifellos, aber doch nicht in der großen Mehrheit der Familien. Manche Zeitungen, auch bürgerliche wie FAZ und WELT, verstiegen sich in abstruse Behauptungen über den Stress des Zusammenlebens und sahen das Heil allein in Vater Staat und seinen Krippen. Nicht nur die lächerliche Einmalzahlung von Kindergeld wurde diskutiert, als ob damit der Konsum nennenswert angekurbelt und die Wirtschaft gerettet werden könnte. Mehr noch wurde die Öffnung von Kitas derart verklärt, als ob die Kinder wochenlang in einer Folterkammer ausgeharrt und unter ihren Eltern gelitten hätten. Nirgends wurde darauf hingewiesen, dass die Corona-Zeit für viele kleine Kinder und ihre Eltern auch eine Zeit intensiven Austauschs und herzlicher Zuneigung war. In einigen Fernsehnachrichten Frankreichs, wo die Ausgangssperren wesentlich strikter waren als in Deutschland, wurden Kinder befragt, was ihnen gefallen und was ihnen gefehlt hätte. Die gängigste Antwort: Mama und Papa waren beide da, aber die Freunde fehlten. Auch in Deutschland meinten Jugendliche in einer Studie: „Es geht mir in dieser Zeit besser als vorher. Man kann in Ruhe seine Sachen machen“, man sei mit der Stimmung zuhause ganz zufrieden.

Das widerspricht dem medialen Bild. Denn Tatsache ist: Die familiäre Bindung wurde in den Corona-Monaten März bis Mai belebt und

gefestigt. Bindung, Zusammenhalt – Corona war eigentlich die Gelegenheit für die Medien, auf diese vergessene Grundlage menschlichen Miteinanders, oder um es mit Böckenfoerde zu sagen, auf die Voraussetzungen hinzuweisen, von denen der Staat lebt und die er selber nicht schaffen kann. Vertane Chance für die Medien, genutzte Zeit für viele Familien. Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Laschet war der einzige, der, wenn auch indirekt, auf diese Zusammenhänge hinwies, indem er seine Sorge um den Zusammenhalt der Gesellschaft bekundete. Natürlich gibt es auch Missstände und Stress, vor allem bei Alleinerziehenden. Aber auch hier entsteht Bindung, Liebe hat nicht nur das Gesicht der Zärtlichkeit, sie ist vor allem selbstlose Hingabe. Davon haben viele Journalisten keine Ahnung oder wollen jedenfalls nicht darüber reden oder berichten. Familie ist für sie nur Thema mit Blick auf Sozialkosten, Renten, Pflege. Das Thema Bindung verdrängen sie.

Aber Bindung ist ein Schlüsselthema der Zukunft. Irgendwann wird das politisch-mediale Establishment die wissenschaftlichen Erkenntnisse in diesem psycho-sozialen Bereich so zur Kenntnis nehmen müssen wie die Studien und Erkenntnisse der Virologen. Denn Bindung ist das Fundament der Gesellschaft. Man könnte auch sagen, Liebe ist das Fundament der Gesellschaft oder Freundschaft ist die Basis jedes vernünftigen Zusammenlebens. Das wussten schon die alten Griechen, Aristoteles bezeichnete die Freundschaft als Band der Gesellschaft. Genau das hätte man jetzt in der Krise erkennen können, denn immer wieder wird die Menschheit in Krisenzeiten

auf diese Grundeinheit des Lebens, auf die Familie zurückgeworfen, auf die Bindungen des Lebens. Das ist auch für die Kirchen von Bedeutung. Nicht umsonst schreiben die Päpste seit Johannes Paul II. so viel über Familie. Das wird in vielen Ländern rezipiert, weniger in Deutschland. Hier gibt es ein echtes Erkenntnisproblem, das umso bedauerlicher ist, als die Erkenntnisse über Bindung auch den Lebensschutz argumentativ stützen und medial zur Geltung gebracht werden könnten.

Was ist und wie entsteht Bindung? Warum ist sie auch in Krisenzeiten wie Corona wichtig? Wann entsteht Bindung, wie trägt sie durch die Zeiten? Es gibt seit etwa sechzig Jahren eine Bindungsforschung. Ihre Erkenntnisse waren bis vor wenigen Jahren konzentriert auf die Zeit nach der Geburt. Aber die Bindung und Beziehung zum Kind beginnt schon mit der Schwangerschaft. Es ist schon ein Unterschied, ob ein Kind



Schon in Bindung lebend: Bewegung und Tasten schaffen Orientierung und Bindung bereits in der ersten Hälfte der Schwangerschaft.



gewünscht und gewollt ist oder nicht. Und zwar ist es nicht nur ein Unterschied bei den Eltern, sondern auch in der psychologischen Entwicklung des Kindes. „Keine Erfahrung wird je vergessen“, sagt der Heidelberger Psychoanalytiker und Pränatalforscher Ludwig Janus. Er sagte das in einem Gespräch mit Spiegel online. Sicher sei, so Janus weiter, dass die Gefühlswelt der Mutter auch das Seelenleben des Kindes prägt. „Wir sind Beziehungswesen – alles, was wir können, lernen wir nur über die Aufnahme von Kontakt“, erklärt Janus. „Wir brauchen es, dass die Mutter uns ansieht, uns anfasst, uns aufnimmt.“ Die Annahme oder Ablehnung des Fötus sei, immer noch Janus, „die erste, ganz zentrale Erfahrung von Beziehung. Denn nicht nur über die Nabelschnur, auch über seine Sinnesorgane ist der Fötus eng an die Gefühlswelt der Mutter angeschlossen: Wenn sie Angst hat, schlägt ihr Herz schneller, ihre Blutgefäße verengen sich, die Gebärmutter zieht sich zusammen. Der Lebensraum des Fötus wird enger, der Sauerstoff in seiner Blutzufuhr knapp. Gleichzeitig dringen über die Nabelschnur Botenstoffe in seinen Organismus, die ihn bio-



Gerade geboren: Jetzt mal sehen und riechen, wer da immer zu mir gesprochen hat.

chemisch auf das Gefühl von Angst und Furcht programmieren“. Soweit Janus wörtlich.

Was Janus und seine Kollegen noch nicht erforscht haben, sind Fragen wie diese: Ist nicht schon der Zeugungsakt eine Beziehungstat mit prägenden Folgen für das gezeugte Kind? Ist die liebende Hingabe der Eltern, die Totalität der Liebe, von der Johannes Paul II. beim Zeugungsakt spricht, nicht schon ein Stück Proviant fürs Leben, im christlichen Sinn: für das Pilgerleben zur ganz großen Liebe, zur Liebe schlechthin? Das Ja zum Kind, die Erkenntnis, dass es da und einer Mutter und einem Vater anvertraut ist als Frucht der Liebe, hat einen prägenden Einfluss auf die Gefühlswelt und die spätere Persönlichkeit des neuen Menschen. Es ist das Ja zum Leben, trotz widriger Umstände, seien sie gesundheitlicher Art oder schlicht finanzielle Not, der junge Familien heute immer stärker ausgesetzt sind. Das Ja zum Leben ist ein Ja zur Liebe, und das Ja zur Liebe ist ein Ja zum Leben. Der Psychotherapeut Reinhold Ortner formuliert diese schöpferische Dimension, den Rahmen der Bindung, so: Jeder Mensch ist eine „Liebesidee Gottes“, und die erste empirisch erfahrbare Manifestation dieser Idee ist die Materialisierung ihrer genetischen Identität, also die Zeugung.

Der Frühromantiker Novalis hat das in dem bekannten Satz so formuliert: Kinder sind sichtbar gewordene Liebe.

Wie also entsteht Bindung? Einige Beispiele mögen illustrieren, wie der Embryo sich nicht zum Menschen, sondern als Mensch entwickelt (Kardinal Meisner) und wie entscheidend dabei Liebe und Bindung sind. Der Hirnforscher Gerald Hüther schreibt in seinem Buch „Das Geheimnis der ersten neun Monate“: „Es ist an der Zeit, den werdenden Eltern nicht nur mit naturwissenschaftlichem Interesse zu begegnen, sondern mit ein wenig Einfühlung und Ver-

ständnis für ihre innere Situation. Immerhin bilden sie nicht nur die physische, sondern auch die emotionale Matrix, in die sich das ungeborene Kind hineinentwickelt.“ Mama und Papa waren da – für die Kinder sind die Eltern eine Einheit, die familiäre Bindung macht sie lebendig. Schon über die biologisch-psychologischen Umstände hat auch der Vater Einfluss auf das neue Leben. Auch er baut schon während der Schwangerschaft die Beziehung zum Kind auf. Berührungen etwa aktivieren den Tastsinn. In der Gebärmutter kommt das Kind passiv mit seiner Umwelt – Nabelschnur, Plazenta, Gebärmutterwand – in Berührung. Es sucht aber auch aktiv nach Berührungskontakten, nuckelt am Daumen, spielt mit der Nabelschnur, reagiert und sucht den Kontakt, wenn der Vater den Bauch der Mutter streichelt. Es reagiert auch auf die Stimme des Vaters. Überhaupt die Stimme. Hören und Sehen, die sogenannten Fernsinne, werden zwar auch während der Schwangerschaft entwickelt, das Hören allerdings schneller, denn die wirkliche Entwicklungszeit der Sehfähigkeit setzt eigentlich erst nach der Geburt ein, wenn die visuellen Reize die Umgebung überfluten. Das ist beim Hören schon in der Gebärmutter der Fall. In der großen Geräuschkulisse bildet der Herzschlag der Mutter einen ständigen, rhythmischen Hintergrundreiz. Neugeborene schreien weniger, verlieren weniger Gewicht und sind entspannter, wenn man ihnen im Brutkasten eine Tonaufnahme des mütterlichen Herzens vorspielt. Und außerhalb des Brutkastens braucht man dem Baby kein Band vorspielen, es reicht, wenn man es in den Arm nimmt. Über die Frequenz des Herzschlags wird die emotionale Befindlichkeit vermittelt. Wenn die Mutter Musik hört oder selber singt, dann beruhigt sich ihr Herzrhythmus – deshalb wird bei Schwangerschaftskursen auch gemeinsam gesungen. Die mütterliche Stimme erreicht den Fötus nicht nur wie andere Geräusche über das Gewebe, sondern auch zusätzlich über die Knochen der

Christiane
Collange



Ich will ins Haus zurück

Ich will ins Haus zurück
nicht immer nur erzwungenermaßen,
sondern öfter, länger, freiwilliger.
Ich will nicht meine Kinder nur zwei
Stunden täglich sehen.
Ich weigere mich zu wählen zwischen
Beruf und Familie. Ich will beides.
Ich will leben.

SCHNEEKLUH

Vergessene Diskussion: Vor drei- und vierzig Jahren wurde noch heftig über die Präsenz zu Hause gesprochen, auch von ehemaligen Feministinnen wie Madame Collange. Auch in Deutschland erschienen in den letzten zwanzig Jahren immer wieder Bücher, auch wissenschaftliche, die die Präsenz zu Hause für die Kinder in den ersten Jahren betonten. Diese Diskussion ist in der Ära Merkel vom politisch-medialen Establishment erstickt worden.

Wirbelsäule und des Beckens. Das Becken gerät im Bereich von 2500 bis 3000 Hertz in Schwingung. Dies ist genau die Frequenz, die einer Frauenstimme entspricht. Außerdem bilden die Beckenschalen einen Resonanzkörper, der die Oberschwingungen wie bei einem Lautsprecher verstärkt. Die Stimme der Mutter ist also nicht nur hörbar, sondern auch fühlbar und begleitet das Kind durch die ganze Schwangerschaft. So entsteht eine Gewöhnung, die Sicherheit vermittelt. So entsteht eine Prägung, die bindet. Und der geistige Überbau dieser Bindung sind die Emotionen, die Fürsorge um das Kind, die Liebe.

Über das Gehör und die Berührung finden Kleinstkinder Trost, das kann der Herzschlag der Mutter sein oder auch die tiefe Stimme und der starke Arm des Vaters. Wenn die dunkle, väterliche Stimme ein paar Töne antimmt, wie bei einem Indianerlied,

und das Kind noch im Arm wiegt, dann ist es sofort still. Das ist leicht erklärbar. Denn für Stimmen von außen gilt, dass vor allem niedere Frequenzen zum Ohr des Kindes im Mutterleib vordringen. Männerstimmen sind demnach leichter wahrnehmbar für den Embryo als fremde Frauenstimmen. Väter haben also schon vor der Geburt einen Klangplatz in der Hörwelt des Kindes. Und dieser vertraute Klang besänftigt, beruhigt, tröstet – und bindet.

Ähnlich verhält es sich mit den anderen Sinnesorganen. Zum Beispiel der Geruchssinn. Auch er wird schon während der Schwangerschaft gebildet. Das Fruchtwasser enthält Stoffe, die sowohl die Geschmacks- als auch die Geruchsrezeptoren stimulieren. Deshalb wird in der Gebärmutter nicht zwischen Schmecken und Riechen unterschieden, das kommt nach der Geburt. Das Fruchtwasser erhält seinen Geschmack durch die Ernährung der Mutter. Embryos mögen nachweislich keinen Alkohol und kein Nikotinaroma – so als ob sie wüssten, wie schädlich das ist. Wenn Spuren davon im Fruchtwasser sind, trinkt der Embryo weniger. Er mag vor allem Süßes, je süßer das Fruchtwasser umso mehr trinkt er. Der Geruchsstoff im Fruchtwasser hat eine Bindungswirkung. Das Kind erkennt seine Mutter später nach der Geburt am Duft der Muttermilch wieder. Das Neugeborene geht der Nase nach, um die Quelle der Nahrung zu finden. Es weiß in gewisser Weise aus Erfahrung, wie der Ort riecht, der Vertrautheit, Sicherheit und Nahrung verspricht. Schmecken, riechen, hören, tasten – über die primären Sinne entsteht eine Gewöhnung, die Sicherheit und Geborgenheit vermittelt. Es sei wiederholt: So entsteht eine Prägung, die bindet. So entsteht über das biologisch-genetische Muster hinaus eine Bindung des Lebens.

Solche und andere Ergebnisse werden seit Jahren en masse veröffentlicht, sei es im Auftrag der EU,

sei es von einem Team in Amerika, sei es von einzelnen Forschern auf Kongressen. Sie alle bestätigen eine Grundaussage des Pioniers der Gefühlswissenschaft, des Kinderarztes Stanley Greenspan: „Die Emotionen sind die Architekten des Gehirns“. Janus hat herausgefunden: Zwanghaftes Verhalten, Mager- und andere Sucht, könnten bereits im Mutterleib angelegt werden. Denn wenn Nerven netze sich ausbilden, der Hormonhaushalt aufgestellt und das Immunsystem reguliert wird, bildeten diese drei Faktoren „eine Stressachse, die dazu dient, den Organismus an die Herausforderungen seiner Umwelt anzupassen“. Von dieser vorgeburtlichen Programmierung hänge ab, wie anfällig der Mensch ein Leben lang für Krankheit sei.

Die Emotionen entwickeln Gehirn und Persönlichkeitsstruktur und bauen damit Bindungen auf. Aus der Bindung entsteht eine Disposition zur Bildung. Das ist mehr als Motivation. Das ist Lebensmut, Lebenswollen, Offenheit für das Leben. Das alles ist bekannt, nicht nur in Gelehrtenstuben oder universitären Hinterzimmern. Die Zeitschrift „Bild der Wissenschaft“ zum Beispiel berichtete schon 2006 detailliert darüber. Ein Auszug: „Hören, Sehen, Schmecken, Riechen – alles wird schon im Bauch der Mutter angelegt. Sinneseindrücke und Training beeinflussen die Reifung und Vernetzung des Gehirns nicht erst nach der Geburt – wie früher von Forschern angenommen –, sondern schon wenige Wochen nach der Zeugung. Schon ab der sechsten Schwangerschaftswoche können Embryonen etwa Berührungen an Lippen und Nase spüren. Später, in der zweiten Schwangerschaftshälfte erzeugt der Embryo durch Stöße und Tritte von Armen und Beinen eine erste Landkarte über den eigenen Körper im Gehirn. Neben der Nährstoffversorgung über die Plazenta trinkt es auch Fruchtwasser und trainiert so die Geschmacksknospen. Geruch und Geschmack der Mut-



ter erkennt es dann mit Wohlbehagen beim Stillen wieder. Ab der 24. Schwangerschaftswoche werden die Anlagen für das Hör-Erleben gelegt. Der Fötus scheint auf Signale von außen zu lauschen. Zu eintönig sind ihm dann Atmung, Herzpochen und Darmgluckern der Mutter. Versuche haben gezeigt, dass nach der Geburt nicht nur Stimmen wiedererkannt werden, sondern auch Melodien aus den Lieblingsfernsehsendungen der Mutter oder das Brummen des Computerlüfters. Letzteres kann dann zum Einschlaflied des Babys werden“.

Die meisten Gehirnzellen, die der ungeborene Mensch im späteren Leben brauchen wird, entstehen schon in der ersten Schwangerschaftshälfte. In Spitzenzeiten bilden sich eine halbe Million Nervenzellen pro Minute. Jede Gehirnzelle kann 15.000 Verbindungen mit anderen Zellen eingehen. Je mehr Verschaltungen, umso komplexer die neuronalen Netzwerke,

Böse siegt, dann müssen wir endlich lernen, unseren Materialismus durch Mütterlichkeit zu ersetzen“.

Diese Mütterlichkeit haben viele Kinder in der Corona-Zeit erneut erfahren. Sie war wegen des Home-schoolings nicht immer stressfrei, aber Mama war da. Die Präsenz allein vermittelte Sicherheit. Die frühe Kindheit ist die kritischste und für Störungen anfälligste Phase im Leben des Menschen. In dieser Einschätzung stimmen die meisten mit Kindern befassten Forscher überein. Es stimmt zwar, wie viele Politiker und Journalisten immer wieder betonen, dass Kleinkinder sich für andere interessieren, aber wenn die Mutter den Raum verlässt, werden sie unsicher, geraten in Stress und schreien. Eine Trennung von der Mutter führt zu einer Stressreaktion. Es kommt zur Ausschüttung des Hormons Cortisol, das in geringen Dosen die Leistungsbereitschaft des Körpers erhöht,

nachweisbar, dass affektive Prozesse das Grundgeschehen im tiefsten Persönlichkeitskern ausmachen“. Die Präsenz der Eltern hilft, die Selbstregulation von Affekten zu erlernen, den Umgang mit den eigenen Emotionen und später auch mit den Emotionen anderer. Diese Affektregulation sei „ein wesentliches organisierendes Prinzip der Entwicklung und Hirnreifung“.

Man kann es drehen und wenden, ergänzen und erweitern – die Erkenntnisse der Bindungsforschung zeigen, dass Präsenz unabdingbar ist für die Entstehung von Bindung. Das ist in der Schwangerschaft natürlich gegeben. Das wird in den ersten zwei bis drei Jahren in der sogenannten Dyade, der Einheit in der Zweiheit zwischen Mutter und Kind, sozusagen als außerkörperliche Schwangerschaft fortgesetzt, das erfährt eine Bereicherung ab drei im Kindergarten und selbst in der Schulzeit. Präsenz ist die Basis. Präsenz hat viele

Formen, in den ersten Jahren ist sie physisch notwendig, in den folgenden psychisch.

Corona hat diese natürliche Entwicklung begünstigt, trotz Stress.

Mama und Papa waren da. Reinhold Ortner sagt es so:

„Das Kind braucht liebende Menschen, die in Liebe und

Treue eine enge Verbundenheit bilden,

die es in ihrer Mitte annehmen und damit in sein Herz das Urgefühl existentieller Sicherheit einsenken.“



umso kreativer der Mensch. Und die großen Vernetzer sind die Emotionen, ist die beständige Zuwendung. Der amerikanische Bindungsforscher Thomas Verny kommt deshalb zu dem Schluss: „Liebevoller, aufmerksamer und verständiger elterlicher Fürsorge ist entscheidend. ... Wenn wir uns danach sehnen, dass das Gute über das

in höheren und längerfristigen Dosen aber ein reduziertes Hirnwachstum bewirkt und, wie der Heidelberger Stressforscher Martin Maurer und die Professorin Eva Rass belegen, zu Defiziten bei der Affektregulierung führt. Die Expertin für kindliche Entwicklung in den ersten Lebensjahren kommt sogar zu dem Schluss: „Es ist

Um diese Sicherheit geht es vor allem. Sie wird verankert durch Kommunikation und Kommunikation setzt Präsenz voraus. Es ist schlicht Unsinn, von einem Kleinkind zu verlangen, seine Fragen aufzuheben oder im Computer zu speichern für die sogenannte intensive Zeit, die quality time abends, wenn Mama

Die dunkle Seite

Es gibt auch eine dunkle Seite der Corona-Zeit: Aus einer Studie der TU München geht hervor, daß die Corona-Zeit für zehn Prozent der Kinder und sieben Prozent der Frauen eine Zeit häuslicher Gewalt war. Vor allem Familien mit Kindern unter zehn Jahren – die können sich kaum wehren – waren davon betroffen. Für ein Ansteigen der häuslichen Gewalt in Corona-Zeiten spricht auch der Anstieg der Anrufe bei Not-Hotlines für Kinder wie „Nummer gegen Kummer“ oder für Frauen „Gewalt gegen Frauen“. Gleichzeitig sank die Zahl der Meldungen bei Jugendämtern. Eine Beratungsstelle anzurufen geht eben leichter von der Hand als eine Meldung beim Jugendamt abzugeben. Außerdem sind es vor allem Lehrer und Erzieherinnen, die den Ämtern Hinweise geben. Das linksgrüne Lager will die Situation nutzen, um die Bundesregierung zu einem Kindergipfel zu bewegen und ihr altes Thema der Kinderrechte im Grundgesetz zu pushen.

wieder da ist. Kommunikative Erziehung geschieht spontan. Das ist der korrigierende Satz, die Antwort auf eine Frage, die Erklärung, warum dies oder jenes passiert, was das Kind erschreckt hat. All das ist nur möglich, wenn man da ist. Präsenz und Kommunikation sind konstitutiv für Erziehung. Die Kontinuität der Beziehung, die Anerkennung der Gefühle, die Fürsorge, die Bestätigung, das Lob, auch die erklärende Kritik – all das setzt Präsenz voraus. Die Beziehung und Bindung, die sich in den ersten neun Monaten herausgebildet haben, lassen sich nicht folgenlos kappen. Das Urgefühl existentieller Sicherheit nimmt Schaden, wenn die Präsenz auf ein paar Stunden beschränkt und das Kind ansonsten in die sogenannten professionellen Hände gegeben wird. Diese Hände können nicht so lieben wie die Hände der Mutter, sie haben keine Zeit. Die zuwendungsbereite Präsenz, die Aufmerksamkeit ist wie ein perma-

nent laufender Sicherheitsgenerator. Er liefert die emotionale Stabilität, „das Fundament, auf dem die ganze künftige emotionale Entwicklung ruht und sich ein Gefühl der inneren Sicherheit entfalten kann“ (Green-span, das geborgene Kind, S.73). Dank dieses Fundaments lernt das Kind, ruhig zu werden und der Welt mit ihren Gegenständen, Geräuschen, Gerüchen, visuellen Eindrücken und Bewegungen Aufmerksamkeit zu schenken. So lernt es die Welt einzuordnen. „Eine Welt, die einen Sinn hat, ist eine Welt, die ein Gefühl der Sicherheit zu geben vermag“ (Green-span, 74).

Wenn heute mindestens jedes fünfte Kind in Deutschland beim Eintritt in die Schule Verhaltensstörungen aufweist, dann sind die Ursachen weniger in der Schule als an den frühen Orten der Gefühlskultur zu suchen. An diesen Orten unserer Gefühls- und Wertekultur, an diesen Stätten unserer frühen Orientierungs- und Bindungsfähigkeit entscheidet sich das Kindeswohl, mithin die Fähigkeit, später ein wertvolles und konstruktives Mitglied dieser Gesellschaft zu sein. Die Regensburger Psychologin Karin Grossmann, eine Schülerin von John Bowlby, dem Vater der Bindungsforschung, bestätigt anhand der Ergebnisse einer 25-jährigen Langzeitstudie über den Zusammenhang zwischen frühkindlicher Bindung und späterer Entwicklung: Die Bindung an mindestens einen fürsorglichen Elternteil in den ersten Lebensjahren entscheidet maßgeblich über den Erfolg in Kindergarten, Schule, Beruf und Partnerschaft.



Ein Wort zum Krisensymbol Maske. Es verdeckt zwar das Lächeln, aber lächeln geschieht nicht nur mit dem Gesichtsmuskel, sondern mehr noch mit den Augen. Der amerikanische Psychiater und Erfolgsautor Ross Campbell konkretisiert das in seinem Bestseller mit dem Titel „Kinder sind wie ein Spiegel“ am Augenkontakt. Er schreibt: „Wenn wir uns mit Kindern, beziehungsweise mit dem Eltern-Kind-Verhältnis beschäftigen oder einschlägige Untersuchungen studieren, wird uns klar, wie wesentlich der Augenkontakt ist. Er fördert nicht nur die Kommunikation mit dem Kind, sondern trägt auch zur Erfüllung seiner emotionalen Bedürfnisse bei. Ohne dass wir es selbst merken, ist der Augenkontakt das wichtigste Mittel, unser Kind unsere Liebe spüren zu lassen. Ein Kind braucht den Blickkontakt mit den Eltern, um emotionell versorgt zu sein. Je häufiger Eltern ihre Liebe durch Blickkontakt ausdrücken können, umso zufriedener wird ein Kind sein und umso voller ist sein emotioneller Tank.“ Und in einem anderen Buch, mit dem Titel „Teenager brauchen mehr Liebe“ ergänzt er: „Angemessener und häufiger Augen- und Körperkontakt sind zwei der wertvollsten Gaben, die Sie Ihrem Kind schenken können. Sie sind, zusammen mit gezielter Aufmerksamkeit, die wirksamsten Mittel zum Aufladen der Seelenbatterie ihres Teenagers, und sie machen ihn fähig, sein Bestes zu tun“. Das gilt auch in Corona-Zeiten, ja, diese Krisenzeit war für viele Familien zwar stressig, aber auch eine Zeit der Stärkung familiärer Bindungen. Corona war schwierig, aber man hat sie gemeinsam gemeistert, Mama und Papa waren da. ◻



Glückwünsche sind eine Glückssache

Das lehrt die Geschichte

Glückwünsche sprechen wir zu Geburts- und Namenstagen aus. Wir gratulieren zu Hochzeiten und bestandenen Prüfungen. Politiker registrieren sehr genau, wer ihnen zur Wahl gratuliert und wer es unterlässt. Als König Friedrich II. von Preußen 1740 nach dem Tod von Kaiser Karl VI. in Schlesien einmarschierte, nützte er die augenblickliche Schwäche Maria Theresias aus unter Bruch bestehender Verträge. Ein einziger Breslauer Domkapitular hielt es für angebracht, Friedrich II. zu gratulieren. Es war Graf Philipp Gotthard von Schaffgotsch. Dieser Domkapitular hat in Wien eine Freimaurerloge gegründet, die allerdings von Maria Theresia bereits 1743 verboten wurde. Freimaurer war auch Friedrich II., somit ein Logenbruder. Das erklärt die Glückwünsche des Breslauer Domherrn. Auf Betreiben Friedrichs wurde Schaffgotsch wenige Jahre später Bischof von Breslau, obwohl das gesamte Domkapitel gegen ihn war und man ihn auch in Rom am liebsten verhindert hätte. Demnach haben die Glückwünsche seine Karriere gefördert. Dass der Bischof wenige Jahre später bei Friedrich in Ungnade fiel und nicht einmal in Breslau begraben werden durfte, ist ein anderes Kapitel.

Glückwünsche sprach auch Kardinal Theodor Innitzer 1938 Hitler aus, als er in Österreich einmarschiert war, ebenfalls unter Bruch aller Verträge. Kardinal Innitzer fügte dem Glückwunsch sogar ein „Heil Hitler!“ hinzu. Er tat dies in der Hoffnung, dass Hitler in Österreich eine andere Kirchenpolitik betreiben werde als im Deutschen Reich. Das war eine Täuschung, die der Kardinal schon bald bitter bereute. Papst Pius XII., damals noch Kardinalstaatssekretär Pacelli, war über den Glückwunsch so verärgert, dass er den Erzbischof nie mehr empfing und ihm nach Kriegsende einen Koadjutor zur Seite stellte.

Glückwünsche sprach auch Kardinal Adolf Bertram, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz und Bischof von Breslau, aus, als Adolf Hitler das Attentat am 20. Juli 1944 überlebt hatte. Kardinal Bertram hat von Beginn der Diktatur Hitlers an Konfrontationen vermieden. Im Gegensatz zu Bischof Johann Baptist Sproll und Bischof Klemens Graf von Galen, oder auch zu Kardinal Michael Faulhaber, hat Bertram nie lautstark protestiert, sondern sich stets nur mit Eingaben und schriftlichen Protesten unter Berufung auf das Reichskonkordat geäußert. Das hat man beim „Führer“ zu den Akten genommen ohne zu reagieren. Kardinal Bertram starb 1945. Wenige Wochen vor seinem Tod weihte er noch in der Hauskapelle von Jauernig zwei Diakone zu Priestern, einer von ihnen war der Jesuit Pater Robert Frater, der 1945 in Mindelzell seine Primiz feiern konnte.

Glückwünsche sprach der FDP Politiker Wolfgang Kubicki am 5. Februar 2020 aus, als der Sächsische Landtag Thomas Kemmerich zum Ministerpräsidenten mit den Stimmen von CDU, AFD und FDP wählte. Die Überraschung war perfekt. Kemmerich wurde vereidigt. Die Abgeordneten gratulierten. Die Fraktionsvorsitzende der Linken gab Kemmerich keine Hand, sondern warf ihm den Blumenstrauß, der für Bodo Ramelow gedacht war, vor die Füße. Diese Wahl löste ein politisches Erdbeben aus. Der Fraktionsvorsitzende der CDU in Sachsen kündigte seinen Rücktritt an. Die CDU Vorsitzende warf gleichfalls das Handtuch. Der FDP Vorsitzende sprach von einer Katastrophe. Man mache auf diese

Weise die AFD salonfähig. Kemmerich, kaum im Amt, trat zurück. Nun begann das große Ringen um eine Lösung. Am Ende hieß der neue Ministerpräsident wieder Bodo Ramelow. Die Linke konnte punkten. Kemmerich hatten die Bischöfe vorsichtshalber nicht gratuliert. Es war ja auch abzusehen, dass er keine Regierung bilden konnte. Bodo Ramelow bekam einen Glückwunsch der amtierenden katholischen Bischöfe von Fulda, Dresden und Erfurt. Alle drei Bischöfe sind nicht in der DDR groß geworden. Dies machte der Glückwunsch deutlich. Denn ein Ministerpräsident von der Linken, der Nachfolgepartei der SED, unter der die bekennenden Katholiken viel zu leiden hatten,



kann eigentlich so wenig begrüßt werden wie einer von der AFD, der rechtsextreme Tendenzen vorgeworfen werden. So wie es Kritik am Glückwunsch Kardinal Innitzers und Kardinal Bertrams gab, so kann man die Kritik der Verfolgten des SED Staates verstehen, den Ramelow nicht als Unrechtsstaat bezeichnen möchte. □

Zur Geschlechtsoption „Divers“ – Wie ideologische Entscheidungen entstehen

Seit rund 1 ½ Jahren gilt in Deutschland offiziell ein „drittes Geschlecht“. Bund und Länder fördern „Transgender“-Lobbygruppen finanziell. Bei Stellenausschreibungen muss ein „drittes Geschlecht“ vermerkt werden. Eine „Kleine Anfrage“ des Bundestagsabgeordneten Rene Springer bringt Folgendes an den Tag: Wie viele Menschen „aktuell mit dem Geschlecht ‚divers‘ registriert sind“ weiß die Regierung nicht: „Der Bundesregierung liegen hierzu keine amtlichen Daten vor.“ Seit 2016 erhebt der Staat statistisch die aktuellen Rentner, die mit „keinem Geschlecht“ oder als „divers“ registriert sind. Das Innenministerium meldet dazu: „In den Berichtsjahren 2016 bis 2018 gab es jeweils keinen Fall.“ Wird der Kreis auf alle aktiven und passiven Rentenversicherten erweitert, die noch keine Altersbezüge erhalten, trifft man lt. Innenministerium auf „kleine Fallzahlen“. Es sind 153 Deutsche und 11 Ausländer, die weder als männlich, noch als weiblich bekannt sind. Sie fallen unter die Rubrik „divers/ohne Angabe/unbestimmt“.

Gegenüber den Standesämtern haben 28 Einwohner zwischen dem 22. Dezember 2018 und dem 31. März 2019 in den Bundesländern durchgeführten Untersuchungen angegeben, dass das Geschlecht gestrichen werden soll. In 10 Bundesländern gab es keinen Einzigen, der sein Geschlecht gestrichen haben wollte. Zusätzlich ist interessant: 143 Männer und ebenso viel Frauen gaben 2018/19 in Deutschland an, lieber eine Frau bzw. Mann zu sein.

„Die ideologiegetriebene Revision des tradierten Menschenbildes von Mann und Frau voranzutreiben“, wurde mittels einer strategischen Klage um die gesetzliche Einführung des dritten Geschlechts höchststrichterlich erzwungen, obwohl der Anteil der Menschen ohne eindeutiges Geschlecht im Promillebereich liegt. Warum dieser Aufwand? Hinter der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zum dritten Geschlecht steht die Genderlobby. Eine zentrale Rolle spielten für die Entscheidung die Richterinnen Gabriele Britz und

Auf dem Prüfstand

Susanne Baer. „Britz erarbeitete den Entwurf, Baer wirkte an der Entscheidung mit“. Britz arbeitete an der Jurafakultät der Universität Bielefeld. Beide wurden an das Bundesverfassungsgericht berufen: „Britz für die SPD, Baer für die Grünen. Von 2003 bis 2010 war Baer, Professorin für feministische Rechtswissenschaft, Direktorin des Gender-Kompetenzzentrums an der Humboldt-Universität. „Die für die Entscheidung ursächliche Verfassungsbeschwerde bereite die Kampagne ‚Dritte Option‘ vor“.

Die Genderideologie will den Menschen ihre Identität nehmen, damit sie besser manipulierbar werden. Dagegen helfen nur Aufklärung und Information über die Genderideologie. Für Genderideologen spielen Kosten keine Rolle. Entscheidend ist, dass Frauen und Männer in ihrer positiven Einstellung zu ihrem Frau- oder Mannsein gefestigt sind, dann werden alle Genderparolen wie Regen an einem Schutzschirm abperlen. (Quelle: „Mau und Frann“, Ronald Berthold, Junge Freiheit, 25.5.2020).

Hubert Gindert

Von der Ideologie zur Schizophrenie

Stefan Rehder nennt den Deutschen Bundestag „das ideologische Parlament“ (Tagespost, 15.5.20). Das Bundesparlament hat in dritter Lesung den „Entwurf eines Gesetzes zum Schutz vor Conversionsbehandlungen“ (Bundesdrucksache, 19/18768) mit den Stimmen von Union, SPD und FDP angenommen.

Danach ist es in Deutschland bis zum Alter von 18 Jahren verboten, Conversionstherapien anzubieten und durchzuführen, die darauf abzielen, die sexuelle Orientierung oder selbstempfundene geschlechtliche Identität einer Person zu ändern oder zu unterdrücken.“

Die Ideologie zeigt sich nach Stefan Rehder darin, dass Conversions-therapien bei Strafe verboten sind, während die Kosten für Hormontherapien und Geschlechtsumwandlungen von der Solidargemeinschaft der Krankenkassen übernommen werden. Wenn Homosexualität „keine Krankheit“ ist, „sondern Teil der menschlichen Natur und eine menschenrechtlich geschützte Ausprägung der Persönlichkeit, die keiner Therapie bedarf“, dann muss, lt. Rehder dasselbe für jene gelten, die als Mann oder Frau geboren werden. Auch das sei zweifelsfrei „keine Krankheit“ sondern Teil der menschlichen Natur und eine menschenrechtlich geschützte Ausprägung der Persönlichkeit, die keiner Therapie bedarf. Eine Steigerung von Ideologie scheint mittlerweile zur Schizophrenie zu führen.

Hubert Gindert

Kreative spirituelle Angebote oder Kinkerlitzchen?

Aufgrund der Beschränkungen des gesamten kirchlichen Lebens bis hinein in die Gottesdienste und heiligen Messen haben eifrige Bischöfe und Pfarrer versucht, religiöses Leben in einer „Katakombensituation“ aufrecht zu erhalten. Sie haben Hausgottesdienste, Rosenkranzbeten, das Aufsuchen der Gotteshäuser die geöffnet waren, empfohlen. Daneben gab es Angebote im Fernsehen z.B. von EWTN, Kephars TV oder von Radio Horeb. Daneben fanden sich auch Angebote, die mit Spiritualität nichts zu tun haben. So wurden z.B. in Aushängen von Pfarrgemeinden Folgendes angeregt:

„Mitmachen erwünscht!!!“

„Jeder, der möchte, kann einen bemalten Stein in das Labyrinth unseres Pfarrgartens legen. Der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt. Daraus entsteht das Gesamtkunstwerk, ein Zeichen der Verbundenheit in der außergewöhnlichen Zeit“.

Hubert Gindert

Den Bock zum Gärtner machen

Das Bundesverfassungsgericht (BVerfG) hat in den vergangenen Jahren Urteile gefällt, bei denen sich Bürger fragen, ob sie noch mit Geist und Buchstaben des Grundgesetzes (GG) in Einklang stehen. Beispiele dafür sind die gesetzwidrige aber straffreie Abtreibung. Das GG spricht vom Grundrecht auf Leben. Die „Ehe für Alle“ widerspricht der besonderen Stellung von Mann und Frau in der Eheauffassung unseres Grundgesetzes. Die aktive Sterbehilfe unter dem Zeichen des Selbstbestimmungsrechtes widerspricht der Schutz- und Sorgfaltspflicht des Staates. Auch wenn sich das BVerfG 1952 selber attestiert hat „in erster Linie zur Fortbildung der Verfassung berufen“ zu sein, drängt sich die Frage auf: „Wer hütet den Hüter der Verfassung?“. Offenbar niemand. Das gilt nicht nur für moralisch-ethische Fragen, sondern darüber hinaus wie folgender Vorgang zeigt.

Ende Mai wählte der Schweriner Landtag Barbara Borchardt zur Richterin am Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe. Wer ist die 64-jährige Barbara Borchardt? Mit 20 Jahren trat sie der SED bei, war Bürgermeisterin in Daberkow bis zum Mauerfall. Von 1998 gehörte sie mit Unterbrechung als Abgeordnete dem Landtag von Mecklenburg-Vorpommern an. Seit drei Jahren war Barbara Borchardt stellvertretendes Mitglied des Landesverfassungsgerichtes von Mecklenburg-Vorpommern. In das Bundesverfassungsgericht wurde sie nun von allen (!) Parteien außer der AfD gewählt. Barbara Borchardt ist Mitglied der „Antikapitalistischen Linken“. Das ist eine Vereinigung der Linkspartei, die im Bundesverfassungsschutzbericht aufgeführt ist. Die Arbeitsgemeinschaft der Linkspartei fordert einen „grundsätzlichen Systemwechsel“ und die Überwindung der bestehenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung durch einen „Bruch mit den kapitalistischen Eigentumsstrukturen“ (Verfassungsschutzbericht, 2018). Barbara Borchardt: „Meine Mitgliedschaft in der ‚Antikapitalistischen Linken‘ steht nicht im Widerspruch zu meiner Tätigkeit als Landesverfassungsrichterin, deswegen werde ich meine Mitgliedschaft auch nicht ruhen lassen.“

Einen Bruch mit der kapitalistischen Eigentumsstruktur lehne sie nicht ab. Eine kapitalistische Grundordnung sei nicht im Grundgesetz verankert. 2011 schrieb sie an einem Positionspapier der Linksfraktion mit, wo es heißt, der Mauerbau sei „für die Führung der Sowjetunion und der DDR ohne vernünftige Alternative gewesen“.

Jetzt wissen wir, wer unsere Verfassung schützt und wie Urteile des Bundesverfassungsgerichts zustande kommen, die man sich vor einem Jahrzehnt nicht vorstellen konnte. (Quelle: „In bester Verfassung“? Christoph Lotter, Augsburgener Allgemeine Zeitung, 25.5.2020)

Hubert Gindert

Kinder zur Ware degradiert

Leihmutterschaft ist kapitalistische Ausbeutung von Frauen unter dem verlogenen „humanitären“ Argument einer Hilfe für Frauen, die keine Kinder bekommen können. Was nicht betrachtet wird, ist das Kind. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“, heißt es in Artikel 1 des Grundgesetzes. Jetzt wird sie, wie in anderen Fällen, z.B. wie bei der Abtreibung, mit Füßen getreten. Die Verletzung der Würde des Kindes sollte in den Mittelpunkt der Proteste gestellt werden.

Wie die Wirklichkeit einer Leihmutterschaft aussieht, zeigt das Video vom 20.5.2020, das Hedwig von Beverfoerde (bestellte Babys warten auf Käufer) zeigt: „Die Szenen im Video sind herzerreißend: Dicht aneinandergereiht liegen schreiende Säuglinge in ihren kleinen Bettchen in einem Hotelzimmer in Kiew. Pflegerinnen mit Schutzmasken! versuchen, die Kinder zu beruhigen. Wo stecken die Eltern?“

Die Antwort ist kompliziert: Die Kinder wurden bei dem Ukrainischen Reproduktions-Medizin – Unternehmen BioTexCom ‚bestellt‘ und von Leihmüttern ausgetragen. Aufgrund der Corona-Reisebeschränkungen können die ‚Besteller‘ aus Europa und China die Kinder allerdings nicht abholen.

Die Perversion ist offensichtlich: Die Kinder werden wie Produkte in einem Supermarkt behandelt und müssen warten, bis sie von den Kunden abgeholt werden, die pro Kind

zwischen 40.000 und 65.000 Euro an BioTexCom bezahlen. Leihmutter-schaft ist ein äußerst lukratives Geschäft, bei dem die Kinder zur Ware und die Leihmütter zu Brutkästen degradiert werden.

In Deutschland ist Leihmutter-schaft glücklicherweise noch verboten und erst im April wies das Gesundheitsministerium die erneute Forderung der SPD nach einer Legalisierung zurück. Aber wer weiß, wie lange die Regierung noch standhält. Denn der Druck wächst: Mitglieder der ‚Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina‘ fordern bereits die Legalisierung der Eizell-spende und International ist Leih-mutterschaft auf dem Vormarsch: 2019 erweiterte Frankreich die Möglichkeiten für künstliche Befruchtung sowie die rechtliche Anerkennung von Kindern, die im Ausland von Leihmüttern geboren werden.“ Aufklärungsfilm via E-Mail, Facebook, Twitter, WhatsApp etc.

Hubert Gindert

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Juli 2020

Universal – Unsere Familien

Wir beten dafür, dass die Familien unserer Tage mit Liebe, Respekt und Rat begleitet werden.

Foto- und Quellennachweise: **195** Attribution: Bundesarchiv, Bild 183-26707-0001 / Höhne, Erich; Pohl, Erich / CC-BY-SA 3.0, commons.wikimedia.org; **196** commons.wikimedia.org, Ferdinand Schmutzer; **197** (li.) Universitätsarchiv der Technischen Universität Dresden, (re.) Rudolf Voderholzer in Münchner Theologische Zeitschrift Nr. 52, 2001; Gerhard Senninger: Glaubenszeugen oder Versager? EOS Verlag 2009, (re.) Aus goldener Jugendzeit 1936, Umschlag, Gemeinfrei **198** (li+re) + **197** (li.) H.Moll, Zeugen für Christus, Schöningh Verlag, 1999, S. 128, 394, 423; **199** FDK; **201-203** Seewald: Bilderbibel, Herder Verlag, Sn. 167, 31, 133, 149, 193, 209; **205** noun projekt; **206** days. pravoslavie.ru/images/ii897&t3896.htm **207** Sr. Magdalena Winghofer C.J./ A. Zimmer; **208-209** R. Fobes; **210** Nicolas Schnall_pba; **211** privat; **214-216** J. Liminski; **215-217** pixabay, Grafik: Gerd Altmann, li.: Anastasia Gepp, re.: Bob Dmyt

Quelle S. 224: Dr. Werner Pünder: Der Mann, der Adolf Hitler verklagte. Jahrestheft 1986 der Polizei Düsseldorf, S. 82-96

Titelbildbeschreibung



Christopherus-Ikone

Die Ikone malte wohl der Mönch Kalinikos Stavrovouniotis (1920 – 2011). Sie hängt heute in dem nach ihm benannten Museum in Athienou auf Zypern.

Wie in der Ikonenmalerei üblich, so sind auch auf dieser Ikone die beiden dargestellten Personen bezeichnet. Oben außen steht in Großbuchstaben abgekürzt „O heiliger (agios)/Christopheros“. Innen kann man lesen: IC und XC, die Abkürzung für „Jesus Christus“. So ist sichergestellt, dass der Bezug auf die realen Personen erhalten bleibt und sich die Verehrung der Ikone nicht verselbständigt.

Auch bei dieser Ikone handelt es sich in erster Linie nicht um eine individuelle Schöpfung eines Künstlers, sondern um „Hagiographia“, also um Heiligenschreiberei. Und so sieht man auch auf dieser Ikone die übliche Darstellung des hl. Christopherus, wie er Christus auf seinen Schultern durch das Wasser trägt. Trotzdem stecken in diesem Bild viele Symbole und auch die Individualität des Malers: Um Christi Haupt ist ein Kreuznimbus. Seine rechte Hand hat er im orthodoxen Segensgestus erhoben. Die Finger bilden die Buchstaben IC und XC (Abkürzung für „Jesus Christus“) nach. Weiter trägt das Kind, im Gegensatz zu den meisten Christopherus-Bildern, Sandalen, ein Symbol, über das sich spekulieren lässt. Mit der linken Hand streicht das Kind zart über die Haare des Heiligen. Dieser hält Christus mit einer Hand, während seine andere Hand einen blühenden Stab umfasst. Dieser ist freilich so dünn, dass man sich nicht auf ihn stützen kann. Dieser Stab erinnert an den Joseph-Stab, ein trockener Stock, der bei der Verlobung von Joseph und Maria zu blühen begann. Das Gesicht des hl. Christopherus zeigt augenfällig Züge des erwachsenen Christus, wie er üblich auf Ikonen zu sehen ist. Alois Epple

Leserbrief

Nationale Kundgebungen für Veränderung in der römisch-katholischen Kirche

Bei euch in Deutschland brach mit „Maria 2.0“ das Streikfieber aus. Die Legion verhinderter „Gerne-Priesterinnen“ mit ihren aus der Bibel zurechtgedrehten Argumenten ist im Forum der Tagespost vom 6. Juni gründlich zerzaust worden. Bei uns in der Schweiz übertrifft sich der Schweizerische Katholische Frauenbund (SKFB) mit anderen sich kompetent fühlenden Gruppen in immer groteskeren Aktionen.

Am 4. Mai wird im St.Galler Tagblatt vom SKFB ein Streiktag für den 14. Juni angekündigt. In der Begründung wird ausgeführt: „Wir Kirchenfrauen wollen aus dem Sumpf der Katholischen Kirche waten. Aus dem Sumpf von sexuellem Missbrauch und Ungleichbehandlung der Geschlechter.“ Möglichst viele Frauen sollen an dem Tag mit pinken Stiefeln und selbstgebastelten Mitras auf die Strasse gehen. Sie wollen Gottesdienste vor den Kirchen zelebrieren. (Wer hat nun wem das abgeschaut?)

Jetzt will das Aktionsbündnis „Zeichen gegen Missbrauch“, das sind die Theologinnen im Kanton Zürich, die Forderungen am Streiktag vom 14. Juni mit noch groteskeren Mitteln übertreffen. Sie propagieren in einem Flyer eine nationale Kundgebung am 29. Juni auf dem Helvetiaplatz in Bern. Das Gejammer um Geschlechtergerechtigkeit ist dasselbe. Die Empfehlung an die Teilnehmerinnen lautet: „Als Zeichen für unseren Ruf nach Veränderung bringt alle einen

Besen mit!“ Einen Besen als Symbol für Veränderung zu bestimmen ist gut gewählt, pflegen doch auch Hexen auf einem Besen durch die Gegend zu schwirren. Ein Besen könnte allerdings auch gebraucht werden, um vor der eigenen Türe zu kehren.

Auch als Nichttheologe könnte ich euch frustrierten „Gerne-Priesterinnen“ einen guten Rat geben. Nämlich: Die Chance, bei Gott etwas zu erreichen, führt über das Bitten, gleich Beten, nicht über das Fordern. Jesus hat uns gelehrt, bittet und ihr werdet bekommen. Wenn ihr betet, wird Gott euch das geben, was für euch gut ist. Das könnte in Form einer Einsicht sein. Vielleicht: Aus Liebe wollte Jesus Christus euch Frauen nicht zumuten, dass ihr um des Glaubens Willen verfolgt und gekreuzigt werdet.

Der Umweg, eure Forderungen an den Papst zu richten, ist vergebliche Liebesmüh, denn Christus, als Haupt der Kirche hat die Gebete, die Bitten der Päpste und Bischöfe in dieser Angelegenheit schon längst erhört. Ich erinnere an das apostolische Schreiben vom 22. Mai 1994 von Papst Johannes Paul II. ... Dort erklärt er, „dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben. Wenn ihr „Gerne-Priesterinnen“ auch nicht verstehen könnt, weshalb Jesus nur Männer zum Priestertum berufen hat, so wäre immerhin Gehorsam und etwas Demut der Weg, die Lehre der Kirche zu akzeptieren.

Alois Juchli
CH 9306 Freidorf

Katholisches Wort in die Zeit

Spendenauf Ruf

DER
FELS

Liebe Leser,

Wir freuen wir uns natürlich sehr über Ihre Wertschätzung und Anerkennung für einzelne Artikel. Deswegen möchten wir auch gerne fortfahren, mit und an der Arbeit für den „Fels“. Bitte unterstützen Sie uns weiterhin ausreichend finanziell.

Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen
Herzlichst Ihre Fels-Redaktion

Veranstaltungen

Wichtige Informationen Marienfried Gebetsstätte



zu unseren öffentlichen Gottesdiensten – Anmeldungen auch online möglich; Es besteht auch die Möglichkeit zur Mitfeier der Hl. Messe per Livestream auf Youtube

Rektor Georg Alois Oblinger,
Marienfried Gebetsstätte
Marienfriedstraße 62
89284 Pfaffenhofen an der Roth
Tel.: 0 73 02 / 92 27
www.marienfried.de

Termine in Maria Vesperbild 12. Juli



Fahrzeugsegnung
Beichtgel. 7.15-10.30 Uhr und 18.40 - 19.30 Uhr · Hl. Messopfer 7.30 Uhr / 8.30 Uhr · Pilgeramt, anschl. Fahrzeugsegnung Predigt, Ro.kranz, Sakramentsprozession 14.00 Uhr · Hl. Messopfer in der außerordentlichen Form 17.30 Uhr · Ro.kranz und Beichtgelegenheit 18.40 Uhr · Hl. Messopfer 19.15 Uhr

Wallfahrtsdirektion Maria Vesperbild,
Schellenbacher Str. 4,
86473 Ziemetshausen,
www.maria-vesperbild.de

28. Theologische Sommerakademie in Augsburg

30. September bis 3. Oktober 2020

Der katholische Weg zur wahren Freiheit

Tagung im Haus Sankt Ulrich, Kappelberg 1, 86150 Augsburg

Mittwoch, 30. September 2020

15:00 Uhr · Öffnung des Tagungsbüros · 17:00 Uhr · Hl. Messe zu Ehren des Heiligen Geistes in der Basilika St. Ulrich und Afra · Rektor Georg Alois Oblinger · 19:30 Uhr · Domkapitular Prof. Dr. Josef Kreiml: Menschliche Erkenntnis, freier Wille und die Gnade Gottes

Donnerstag, 1. Oktober 2020

08:30 Uhr · Prof. Dr. Marius Reiser: Jesus und die Kinder · 10:30 Uhr · Prof. Dr. Helmut Moll: „Die Liebe ... muss so in uns brennen, dass sie sogar die natürliche Todesfurcht überwindet“ (hl. Augustinus) Martyrium als Ausdruck christlicher Freiheit · 14:00 Uhr · Wallfahrt nach Roggenburg, Kloster der Prämonstratenser · 15:00 Uhr · Wallfahrtsmesse Zelebration und Predigt: Prälat Prof. Dr. Anton Ziegenaus · anschl. Kirchenführung

Freitag, 2. Oktober 2020

07:30 Uhr · Hl. Messe in der Hauskapelle · Prälat Prof. Dr. Helmut Moll · 09:00 Uhr · Pfr. Wolfgang Tschuschke: Leitplanken auf dem Weg: Gebote (Dekalog, Kirchengebote und

Hauptgebot der Liebe) als Schutz für die Freiheit · 10:00 Uhr · Prälat Prof. Dr. Anton Ziegenaus: Befreiung des Menschen und Neuevangelisierung: Das Sakrament der Buße · 15:00 Uhr · Pfarrer Dr. Christian Schulz: Durch das Versprechen gebunden und doch frei – Ehe und Priestertum · 16:30 Uhr · Rektor Georg Alois Oblinger: Maria, Mutter des guten Rates · 19:30 Uhr · Stille Anbetung in der Hauskapelle bis 20:30 Uhr

Samstag, 3. Oktober 2020

08:30 Uhr · Dr. Monika Born: Der Weg des Konvertiten John Henry Newman in die katholische Kirche – in die wahre Freiheit? Was sagt er dazu in seiner „Apologia“? · 10:00 Uhr · Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann: Ort der Sehnsucht und Geborgenheit: die Kirche · 11:15 Uhr · Abschlussmesse (Choralamt) in der Basilika St. Ulrich und Afra, Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann

Anmeldung: Gerhard Stumpf, Nordfeldstraße 3, 86899 Landsberg Tel. 08191/22687, stumpf@ik-augsburg.de
Änderungen im Programm sind möglich!

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz
Fichtestr. 5, 91054 Erlangen
- Prälat Ludwig Gschwind
Hl.-Kreuz-Str. 1, 86513 Ursberg
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Konrad Löw
Kirchenstr. 17, 82065 Baierbrunn
- Rektor Georg Alois Oblinger
Marienfriedstr. 62, 89284 Pfaffenhofen
- Lucia Tentrop
Wundtstraße 40-44, 14057 Berli
- Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöllner
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg
- Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus
Heidelbergstr. 18, 86399 Bobingen

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Dr. Werner Pünder und sein Bekenntnis zu Recht und Gerechtigkeit

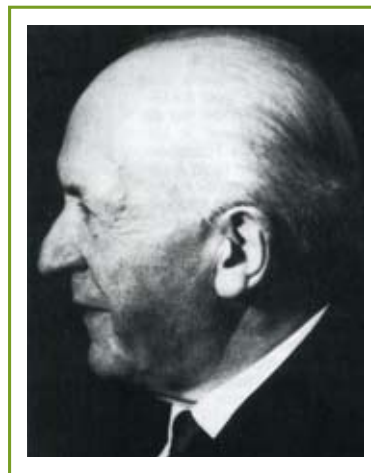
Auch in Zeiten medialer Verfolgung tendiert mancher Christ zur Anpassung an den Zeitgeist. In der Zeit des Nationalsozialismus hatten dagegen viele Christen Bekennermut. Das belegen die Zahlen der Gefängnisinsassen und KZ-Häftlinge im Dritten Reich. Der Rechtsanwalt Dr. Werner Pünder war einer von ihnen. Er hatte anlässlich des sogenannten Röhmputsches diesen Bekennermut. Dass er Verhaftungen und einen Anschlag überlebte, ist ein Wunder. Dr. Werner Pünder war ein aus Trier stammender Rechtsanwalt in Berlin. Als entfernter Verwandter von dem Berliner Katholikenführer Ministerialdirektor Dr. Klausener war er persönlich erschüttert, als er am 30. Juni 1934 von der grausigen Mordwelle erfuhr, die Hitler über Deutschland verhängt hatte. Etwa 130 Menschen wurden am 30. Juni 1934 auf Befehl Hitlers von der SS überfallen und erschossen.

Wie reagierte Dr. Pünder, als ihn Frau Klausener anrief und sagen musste, dass ihr Mann soeben in seinem Dienstzimmer im Verkehrsministerium erschossen worden war? Als Repräsentant der Berliner Katholiken galt Klausener als gefährlicher Gegner Hitlers. Daher war Dr. Pünder sicherlich klar, dass jeder, der es wagen würde nachzufragen, wahrscheinlich der nächste Tote sein dürfte. Er hatte gar keine Zeit, Angst aufkommen zu lassen. Er fuhr sofort

mit der Witwe Klausener und dem kleinen Sohn ins Reichsverkehrsministerium, um den Hergang der Ermordung seines Vetters zu ergründen. Doch dort wurden die drei Fragesteller abgewiesen. Sie durften weder die Leiche des Ermordeten sehen, noch bekamen sie eine Antwort auf ihre Fragen. Auf Anordnung des SS-Führers Heydrich musste der Tod von Ministerialdirektor Klausener als Selbstmord dargestellt werden. Dem widersprachen Dr. Pünder und sein Sozium Dr. Wedell sofort auf das heftigste und stellten schließlich Forderungen auf Unterhaltszahlungen für die Witwe Klausener und für ihr Kind, um wenigstens den wirtschaftlichen Schaden so klein wie möglich zu halten. Dazu mussten sie den Verantwortlichen – Reichskanzler Adolf Hitler – benennen. Die erste Reaktion des Staates auf die mutige Klageerhebung war, dass die Gestapo den Rechtsanwalt Dr. Pünder verhaftete und in die noch blutverschmierte Zelle warf, in der kurz zuvor Hitlers innerparteilicher Gegner Straßer ermordet worden war. Auch Pünder wurde mit dem Tode bedroht, weil er es gewagt habe,

„den Führer durch den ungeheuerlichen Vorwurf von Mord und Lüge in der Welt zu diskreditieren.“ Pünder wurde aber schließlich freigelassen, weil die Regierung die peinliche Diskussion in der Welt los sein wollte. Überdies hatte sich die schwedische Botschaft mit ihren internationalen

Verbindungen für Dr. Pünder eingesetzt. Als 1945 der Zweite Weltkrieg zu Ende ging, hatte Werner Pünder das Pech im östlichen Teil Deutschlands zu wohnen, wo das ideologische Terror-system unter roter Farbe bis 1989 weiter herrschte. Dieses Mal wurde Werner Pünder von Sowjetgardisten verhaftet



und bis 1954 gefangen gehalten. Sein Bruder Dr. Hermann Pünder dagegen lebte im Westen. Er kam aus dem KZ frei und konnte am Aufbau der Bundesrepublik Deutschland tatkräftig mitarbeiten. Als Werner Pünder 1954 aus sowjetrussischer Gefangenschaft entlassen wurde, war er zwar ein kranker Mann, aber ungebrochen in seiner Gesinnung. Sein Bekenntnis zu Recht und Gerechtigkeit unter brauner und unter roter Diktatur war ein Fanal in Deutschlands dunkelster Zeit.

Eduard Werner